



*Ludwig Börne.*

# DER SOZIALISTISCHE AKADEMIKER

II. Jahrg.

1896. — Dezember.

No. 12.

---

Redaktion: Berlin C., Seydelstr. 1.

---

## Die Akademiker in der Sozialdemokratie.

Von Simon Katzenstein in Berlin.

In manchen Kreisen der Parteigenossen herrscht ein starkes Gefühl des Misstrauens gegen die „Akademiker“, und es scheint, als hätte es in neuerer Zeit weiteren Umfang gewonnen, als früher. Es wäre verfehlt, wollte man hierin einfach das Grollen des Banausenthums gegen den Mann von höherer Bildung und besseren Manieren erblicken; andererseits aber darf der berechtigte Kern, der sich in jener Missstimmung äussert, nicht dazu verführen, die ganze Auffassung, die sich in dieser Stellungnahme kundgiebt, unbesehen hinzunehmen. Ein Organ wie der „Sozialistische Akademiker“ ist in erster Linie berufen, sowohl der Thätigkeit der akademisch gebildeten Parteigenossen die nothwendige Selbstkritik entgegenzubringen, als andererseits die berechtigten Ansprüche und die Forderung der Gleichberechtigung auch dieser Genossen zu vertreten.

Wenn hier von Akademikern die Rede ist, so gilt das Wort in seiner ganz äusserlichen Bedeutung. Es bezeichnet die Leute, die durch die Bildung der Hochschule als Stätte der Erziehung zu selbstständiger wissenschaftlicher Arbeit die Vorbedingungen für eine wissenschaftliche oder wissenschaftlich begründete Berufsthätigkeit erhalten haben oder noch empfangen. Die wissenschaftliche Thätigkeit ist nicht immer an diese Form und Stätte der monopolisirten Wissenschaft gebunden. Männer wie Schliemann, Engels und Dietzgen beweisen, dass auch ausserhalb der Universität wissenschaftlich gearbeitet werden kann. Immerhin aber sind sie Ausnahmen. Sowohl das Material als die Schulung zu selbstständig wissenschaftlicher Thätigkeit muss überwiegend für manche Gebiete, wie die exakte Naturwissenschaft, die geschichtliche Quellenforschung, fast ausschliesslich auf der Universität oder gleichartigen Anstalten gewonnen werden. Und da eine derartige Vorbereitung viel Zeit und vielen Geldaufwand erfordert, so ist sie in der Regel nur Angehörigen der besitzenden Klassen oder solchen der besitzlosen, deren

unbezweifelte Wohlgesinntheit durch Stipendien anerkannt und befestigt worden ist, zugänglich. Wie kommt es, dass dennoch aus den Kreisen, die aus ihr hervorgehen, eine zwar kleine aber stetig wachsende Zahl sich denen zugesellt, die ihre Ehre in der Handarbeit suchen, die den Besitz und seine Bevorzugungen bekämpfen und die ganze bestehende Ordnung, die jenen die grossen sozialen und idealen Vortheile der wissenschaftlichen Bildung gewährt hat, zu beseitigen streben? Man muss hier verschiedene Wege unterscheiden, die den wissenschaftlich Gebildeten oder gebildet sein Sollenden zur Sozialdemokratie führen.

Zunächst ist der Satz von der Monopolisirung der akademischen Bildung durch den Besitz nicht wörtlich zu nehmen. Gar nicht zu reden von ausserdeutschen Ländern, wie Russland, Griechenland, Italien, Nordamerika, wo sehr häufig die Studirenden sich aus den Kreisen der Besitzlosen rekrutiren; auch in den Ländern deutscher Zunge sind es nicht ganz wenige, die sich, auch ohne Stipendien zu empfangen, durch eigene Kraft, gewöhnlich durch Ertheilung von Privatunterricht, die zum Studiren nöthigen Mittel verschaffen. Es sind Arbeiter im besten Sinne des Wortes. Wenn aus ihnen ein Theil in Erkenntniss seiner Klassenlage, die sich in dem Vergleiche mit dem Treiben der patenten Corps und anderer geistesarmen aber an Schätzen dieser Erde reichen Elemente besonders deutlich darstellt, sich zum Sozialismus entwickelt, so ist das nur logisch und nur zu begrüssen. Bei ihnen ist die materielle Grundlage, die immer für die Festigkeit und Stetigkeit einer Bewegung die sicherste Gewähr bietet, vorhanden, und für die ideellen Elemente wird die gewöhnlich hervorragende Tüchtigkeit dieser Geistesarbeiter schon sorgen. Freilich liegt hier die Gefahr vor, dass derartige Leute, die durch die eigene Noth erst zur Erkenntniss der allgemeinen und der Mittel zu ihrer Abhilfe gelangt sind, auch nur durch diese Nothlage mit der Bewegung verbunden bleiben und, mit einer Besserung der eigenen Lage hinreichend befriedigt, sich später der sozialistischen Gedanken entschlagen oder ihnen zum mindesten jede praktische Bethätigung entziehen. Aber diese Gefahr besteht bei jedem, den die eigene Noth, nicht das allgemeine Interesse in unsere Bewegung treibt, auch bei der Masse der besitzlosen Lohnarbeiter. Nur dass hier, zum Glück der gesamten Bewegung, die Möglichkeit für den Einzelnen, auf eigene Hand auf einen grünen Zweig zu kommen und sich aus dem Proletariat zu erheben, eine weit geringere ist, als für den tüchtigen geistigen Arbeiter, der zwar durch wirtschaftliche und gesellschaftliche Hindernisse zurückgehalten, aber durch seine innerer Ueberlegenheit, seine biologische Mehrwerthigkeit den „feineren“ aber minder leistungsfähigen Mitbewerbern gegenüber begünstigt ist.

Ebenfalls aus Klasseninteresse, aber aus einem nicht erwünschten, gesellt ein anderes Element sich den sozialistischen Kämpfern zu: ein Theil des akademischen Lumpenproletariats, der Leute, die wirtschaftlich und sozial deshalb nicht aufzusteigen vermögen oder aus ihrer Klassenstellung herabsinken, weil sie durch aussergewöhnliche Untüchtigkeit, sei es auf geistigen, sei es — was die Regel ist — auf sittlichem Gebiete nicht den gewöhnlichen Anforderungen, die an den akademischen

Arbeiter von Staat und Gesellschaft gestellt werden, zu entsprechen vermögen. Derartig verlüderte Individuen pflegen dann nicht ihre eigene Minderwerthigkeit, sondern die Ungerechtigkeit der sozialen Ordnung für ihre Misserfolge verantwortlich zu machen und dadurch für die Kritik dieser Ordnung empfänglich zu werden. Bisher sind sie zum Glücke in unserer deutschen Bewegung noch recht wenig hervorgetreten — andere Richtungen, die minder kompromittirend sind, wie namentlich der Antisemitismus, bilden hier eine erwünschte Ablenkung. Ganz aber fehlt es, wie jeder akademische Genosse weiss, an ihnen auch bei uns nicht. Und der fortschreitende Bankrott des „freiheitlichen“ Antisemitismus, der sich immer deutlicher als die demagogische Spielart der konservativen Sumpfbewegung darstellt, wie die wachsende politische und — finanzielle Stärke unserer Partei wird uns ihrer immer neue zuführen.

Die dritte leider überall allzu dünne Schicht ist die der Idealisten. Man hat über die „Ideologen“ reichlich Spott ergossen, und ich bin der Letzte, zu behaupten, dass die Dinge nach dem freien Schalten des Menschengestes beliebig gestaltet werden könnten, oder die vielen Irrthümer und mitunter sogar komischen Verirrungen, die von idealem Streben nun einmal unzertrennlich sind, zu leugnen. Und trotzdem behaupte ich, dass die Idealisten der Sauerteig im menschlichen Leben sind, das Salz der Erde, ohne die gar häufig ein gesellschaftliches und vor Allem ein sittliches Fortschreiten kaum vorhanden wäre. Das wohlverstandene Eigeninteresse des Einzelnen reicht hier nicht aus; das Eigeninteresse der Gesamtheit muss als ideales lebendig werden in dem warmen Herzen und hellen Kopfe wackerer und kräftiger Persönlichkeiten. Sie müssen aus dem Interesse, das die Sache ihnen einflösst, einem ethischen, in letzter Linie ästhetischen Interesse (denn alle individuelle Ethik ist ästhetisch begründet) sich ihrer Förderung widmen, unter Hintansetzung ihres materiellen Interesses in den Kampf für die Idee eintreten und die stumpfere Masse, sei es durch Aufklärung über ihr eigenes Interesse, sei es ebenfalls durch Anfachung idealer Triebkräfte, für eine Bewegung entflammen. Ihrer Art giebt es wieder verschiedene. Die einen freilich sind nur von allgemeinen humanen Empfindungen bewegt. Sie sehen das Elend und wünschen ihm abzuhelfen, und da sie im Uebrigen keine grossen Ansprüche an das Leben stellen und zufrieden sind, wenn man ihre wissenschaftliche Thätigkeit nicht beeinträchtigt, so sind sie für den Fortschritt der Sache von Nutzen, und werden es künftig, wenn nach Gewinnung der politischen Macht das positive sozialistische Gestalten anheben soll, in noch weit höherem Grade sein. Aber für die eigentliche Bewegung, den Kampf, bedeuten sie wenig. Sie sind keine Kampfnaturen.

Andere sind Idealisten der Theorie, Leute, die zu bestimmten wissenschaftlichen Ergebnissen gekommen sind und nun für diese eintreten. Ganz unvermischt mit anderen kommt diese geistige Richtung selten vor. Wir alle sind wohl nicht deshalb in den Kampf getreten, weil die kapitalistische Entwicklung einmal ihr Ende finden wird, oder wohl gar, weil eine bestimmte Weith- oder Kapitalbildungstheorie aus

der bürgerlichen Gesellschaft herausführt: wir sind es, weil diese Gesellschaft ein Ende nehmen soll, weil ihr Bestehen und Fortschreiten unseren Interessen, seien sie egoistischer oder idealer Natur, widerstreitet. Immerhin ist jener Charakterzug, der ja auf dem Gebiete des rein wissenschaftlichen Strebens und Kämpfens eine grosse Rolle spielt, auch bei uns hie und da verkörpert und häufig genug mit anderem vermischt wirksam.

Die Dritten aber sind die ernstesten und entschlossensten Kämpfer, die mitunter irre gehen, aber der Sache mit der grössten Hingebung dienen. Sie kommen zu uns um der Gerechtigkeit willen. Ihr sittliches Empfinden findet sich empört über unverdientes Elend und unverdientes prunkendes „Glück“ an Macht und Reichthum. Sie werden durch diese Gegensätze, die ihnen mitunter im eigenen, wohlbestellten Hause besonders grell entgegentreten, zunächst abgestossen, dann zu eifrigem Nachdenken, schliesslich zu dem Entschlusse der Bekämpfung solcher Zustände, der Herbeiführung gerechterer geführt. Sie neigen mitunter zum Utopismus, wollen aus dem Handgelenk, sei es im Ganzen durch „kräftige“ Mittel, sei es in ihrer engeren Umgebung, das Reich der Gerechtigkeit schaffen; aber sofern es ihnen wirklich Ernst ist um die Sache und nicht um irgend welche Liebhaberei, und sofern sie etwas kritische Fähigkeit besitzen, kommen sie über diese Jugendpositionen hinweg und arbeiten sachlich und ruhig, ohne irgend eines ihrer Ideale aufzugeben, auf dem harten Boden der Wirklichkeit weiter. Es giebt unter ihnen fanatische Charaktere, Leute, die um ihrer Idee willen ohne Besinnen sich selbst wie auch Andere auf's Spiel setzen. In der Regel glättet sich auch diese rauhe Entschlossenheit an den Ecken des täglichen Lebens und Kämpfens, und so sind diese Elemente, wenn sie dabei die nöthige Befähigung und ausdauernde Festigkeit besitzen, vielleicht die werthvollsten unserer Streiter.

Aeusserlich ihnen nahe verwandt, aber innerlich durch eine tiefe Kluft von ihnen geschieden, sind jene vereinzelt Herrennaturen\*), die sich von der Schalheit des Lebens der „guten Gesellschaft“ angeekelt fühlen und nun in der proletarischen Bewegung die ersehnte Nervenemotion zu finden hoffen. Eiskalte oder glühend heisse Egoisten, bringen sie jedes materielle Opfer — am seltensten aber das grösste: des Verzichts auf die eigene Befriedigung, der Unterordnung unter ein gemeinsames Ziel, das nüchterne und selbstlose Disziplin von dem Einzelnen verlangt. Sie vollbringen unter Umständen Grosses, unter anderen können sie durch ihren ungezügelt Egoismus, der nur sich selbst zu empfinden und nur nach seiner eigenen Auslebung zu streben vermag, für eine Bewegung verhängnissvoll werden.

Schliesslich sei noch eine kleine Zahl erwähnt, die im Leben aller politischen Parteien zu finden sind, besonders Tüchtige, die zunächst wohl aus idealem Drang oder politischem Eifer kommen, dann weil sie

\*) Ich meine die wirklichen. Heute sind ja die grössten Schwachköpfe Nietzschesche Herrenmenschen aus Mode, morgen vielleicht zerknirschte Tolstoianer oder verzückte Neokatholiken.

hier ein Feld für eine politische Carrière zu finden glauben weniger aus materiellem Interesse, das sie bei ihrer Leistungsfähigkeit auch anderwärts leicht zu befriedigen vermöchten, als um ihrem Streben nach Bethätigung ihrer persönlichen Kraft und Herrschbegier hier eine Bahn zu eröffnen. Sind sie an sich vornehme Naturen, so kann ihr persönliches Interesse, in den Dienst der Bewegung gestellt, dieser von grösster Bedeutung sein. Sind sie niedrig gesinnt, so vermag ihr Ehrgeiz, der vor keinem Mittel zurückschreckte, die Sache zu kompromittiren und zu korrumpiren.

Selbstverständlich finden sich alle diese Typen, die, wie bemerkt, theilweise nur vereinzelt auftreten, nicht unvermischt. Der Mensch ist kein Automat, der an einem psychologischen Faden tanzt, sondern ein sehr verwickelter Organismus, in dem die verschiedensten seelischen Elemente und Einflüsse auf einander einwirken. Aber im Wesentlichen werden die hervorstechenden Charakterzüge sich auf die bezeichneten zurückführen lassen: eine Mischung persönlicher und sozialer Kräfte, die in den verschiedensten Färbungen sich offenbaren mag, aber doch bestimmte Grundzüge deutlich erkennen lässt.

Wie verhalten sich diese Elemente zu der Bewegung? Welche Stellung kommt ihnen zu?

Es ist sehr begreiflich, dass eine Bewegung, die zwar aus praktischen Interessen erwachsen ist, aber diese wissenschaftlich zu begründen und, wenn nöthig, durch wissenschaftliche Erkenntniss zu modifiziren sucht, auch ein Bedürfniss nach wissenschaftlich geschulten Kräften hat. Keine politische Bewegung, die über die nächstliegenden Tagesinteressen eines engen Kreises hinausschaut, kann ohne derartige Geistesarbeiter auskommen. Am wenigsten eine sozialistische, die auf den Theorien der Volkswirtschaft und der geschichtlich bedingten Ethik fusst und in letzter Linie grosse Aufgaben geschichts- und rechtsphilosophischer Art in der Theorie und im Leben zu lösen unternimmt. Als die Philosophie der Arbeiterbewegung bedarf sie philosophisch geschulter Kräfte. Als die Strategie des Kampfes der Arbeiterklasse um die gesellschaftliche Herrschaft braucht sie ein Ingenieurkorps und einen Generalstab mit ganz bestimmten wissenschaftlichen Fähigkeiten.

Alles das ist nicht das Privileg der Akademiker, und wenn auf einem Parteitage geäussert wurde, dass die Autodidakten die besten Kräfte seien, so liegt darin eine richtige Erwägung. Die nämlich, dass die Autodidakten immer Leute von hoher Strebsamkeit — im Gegensatz zu vielen akademischen Berufs- und Brodarbeitern — sind, dass sie auch, aus praktischen Berufen hervorgegangen, das Leben und seine Nöthe und Bedürfnisse aus eigener, praktischer Erfahrung, nicht nur durch den Spiegel und die Brille der Wissenschaft kennen gelernt haben. Aber der Gedanke ist dennoch in dieser Allgemeinheit falsch. Nicht zu reden davon, dass als Autodidakten nicht selten Leute auftreten, die nur ihre ganze Unwissenheit sich selbst verdanken, die in Wahrheit gar nichts gelernt haben als einige landläufige, trivial gewordene Lehrensätze, oder die ein ehemaliges redliches Fortstreben schon lange, sei es unter dem Drucke der Noth, sei es aus Bequemlichkeit und Mangel an

Interesse, an den Nagel gehängt haben: das Wort trifft auch für die echten Autodidakten, die wirklichen, strebsamen Geistesarbeiter aus der Handarbeiterklasse nur in beschränktem Umfange zu. Für viele Partezwecke ist ein Arbeiter, der die Klassenlage des Proletariats aus eigener Erfahrung kennt und seine Empfindungen theilt, die geeignetste Persönlichkeit; für andere sind wissenschaftliche Schulung und systematische Kenntnisse nothwendig, die der Arbeiter nur in den seltensten Fällen zu erwerben vermag. Gelingt es ihm, so ist allen Anforderungen genügt, und ein Arbeiter, der über den gleichen geistigen Umfang und Inhalt verfügt wie ein Akademiker, ist diesem jederzeit weit überlegen; denn neben den erwähnten Eigenschaften musste er bei den ungünstigen Bedingungen, unter denen er thätig ist, über eine weit grössere geistige und Charakterstärke verfügen, um zu jenem Ziele zu gelangen. Eben darum aber sind solche Leute überaus selten. Der Autodidakt ist, trotz der grösseren Frische und Tiefe mancher Erkenntniss, gegenüber dem methodisch Geschulten, der dieser Vortheile ebenfalls nicht zu ermangeln braucht, stets im Nachtheil. Er hat viele unnütze Mühe aufwenden, viele Irrwege wandern müssen, um dorthin zu gelangen, wohin jener auf gesichertem Wege gelangt ist. Und wenn für einzelne auserlesene Menschen die Kraft, die in diesem Durchringen durch Dickichte und Dornenwerk bethätigt und errungen wird, ein unvergleichlicher Schatz ist, zumal im Vergleich mit der Verkrüppelung der Geisteskräfte, der so viele Schüler unserer amtlich geachteten Dressur-Anstalten für wissenschaftliche Bildung verfallen, so bleiben doch weit mehr noch in diesen Hindernissen stecken oder kommen doch nur zu einem weit geringeren Erfolge. Selbst der bedeutendste Autodidakt würde mehr erzielen, wenn eine kundige Führung ihn unnöthige Schwierigkeiten umgehen und tausend kleine Kunstvortheile ausnutzen lehrte. Und da ja auch die geistige Berufsarbeiterschaft nicht den Ausschuss darstellt und auch in ihr sich mächtige Persönlichkeiten finden, so ist es klar, dass auf dem Gebiete der Wissenschaft und der auf ihr beruhenden Thätigkeiten der Autodidakt im Rückstand bleiben muss. Traurig genug, dass unsere Verhältnisse so viele hoffnungsvolle Keime frühzeitig welken lassen und so vielen tüchtigen Kräften die Möglichkeit höchster Entfaltung versagen, derweil viele Unfähige mit Gewalt und Nachhülfe zu äusserlichen Vertretern einer „Wissenschaft“ aufgeputzt werden: heute sind diese Verhältnisse einmal gegeben. Mit ihnen müssen wir rechnen, um sie mit den aus ihnen selbst erwachsenen Kräften zu überwinden.

Für manche Zwecke zum Beispiel, aber nicht ausschliesslich für solche literarischer Art sind solche geistigen Berufsarbeiter mit methodischer wissenschaftlicher Schulung unentbehrlich. Für eine Reihe anderer sind sie nützlich. Hier einen Gegensatz gegen die „Akademiker“ ausspielen, wäre verblendet und würde nur auf die Arbeiterklasse schädigend zurückwirken, würde ihr werthvolle Kräfte rauben und einen ganz falschen Dünkel der einen Arbeiterschaft gegen die andere, eine knotenhafte Verachtung höheren Geisteslebens grossziehen. Marx spottete schon in den vierziger Jahren mit Recht über die dreimal Geachteten, die den Arbeiter im schwarzen Rock neben dem im Kittel nicht wollen

gelten lassen. Und es darf nie vergessen werden, dass der Gegensatz, den wir bekämpfen, nicht der zwischen geistiger und körperlicher Arbeit ist, die doch beide Arbeit sind, sondern der zwischen jeder Arbeit und Kapital. Ob die sozialistische Gesellschaft noch geistige Berufsarbeiter im Gegensatz zu körperlichen haben wird, muss die Zukunft lehren. Ich glaube es. Und wenn diese geistigen Arbeiter wirklich die tüchtigsten Kräfte auf ihrem Gebiete sein, wenn sie nichts beanspruchen werden, als ihrer Wissenschaft zu leben und sie nutzbringend für alle anzuwenden, wenn allen anderen dabei die volle Möglichkeit zur Erlangung der höchsten allgemeinen Bildung offen stehen wird: dann wäre auch darin gewiss nichts Bedenkliches zu finden.

So ist es auch unbedenklich, heute im Parteileben dort, wo wir sie brauchen, akademisch geschulte Leute an- und aufzustellen. Und es gebührt sich, sie so zu besolden, dass sie bescheiden aber menschenwürdig leben und, nicht gehemmt durch die tägliche nagende Sorge, ihrer Arbeit leben können.

Aber auch nicht mehr! Wo Arbeiter Gleiches leisten, verdienen sie aus den angeführten Gründen den Vorzug. Und die oben gegebene Charakterisirung der verschiedenen akademischen Elemente, die an uns herantreten, deutet schon auf die Nothwendigkeit besonderer Vorsicht hin. Man soll keinen Akademiker — so wenig wie einen anderen — unbesehen, ohne Kenntniss seiner Person und seiner Vergangenheit in verantwortliche und einflussreiche Stellungen bringen. Man soll von jedem, der Genosse sein will, verlangen, dass er von der Pike auf diene und sich zunächst jeder Parteipflicht unterziehe, sei sie auch nur mechanischer Art. Man soll niemand grössere Befugnisse einräumen, der sich nicht durch eine längere Thätigkeit in gemeinsamem Streben und Kämpfen als tüchtig und vertrauenswerth gezeigt hat. Einen braven und tüchtigen Mann zurückstossen, weil er „Doktor“ heisst, ist kleinlich und thöricht. Aber einen ungeprüften Mann, der vielleicht gar nicht der rechte und bewährte Kampf- und Arbeitsgenosse ist, um dieses oder eines anderen Titels u. dergl. willen in den Vordergrund stellen, ist nicht minder thöricht und gefährlich. Man prüfe den Mann als Mann, und wie er sich bewährt, so verwende man ihn. Unter hundert akademischen Genossen sind nothwendig mehr geeignete Kräfte als unter hundert Arbeitern — wenigstens heute ist es so — aber man nehme nicht alle hundert, weil sie Akademiker sind. Und für Stellungen, in denen wissenschaftliche Bildung an sich nicht verlangt wird, sehe man allerdings zu, dass eine gewisse Gleichmässigkeit gewahrt werde. Wenn von zehn- oder zwanzigtausend Arbeiter-Genossen einer in's Parlament kommt, von dreissig oder fünfzig akademischen ebenfalls einer, so wird allerdings das wirkliche Verhältniss entstellt, und es ist Gefahr vorhanden, dass eine neue Amtsaristokratie innerhalb der Partei sich bilde, die das Leiden des Proletariats nur von Hörensagen kennt — und von den Artikeln, die sie selbst darüber schreibt oder spricht.

Die sozialdemokratische Vertrauensstellung darf nicht eine Carrière werden für mehr oder minder wissenschaftlich gebildete Leute mit dem

akademischen Schliff und den formalen Vortheilen der allgemeinen Bildung. Wohl brauchen wir wissenschaftliche Berufsarbeiter und müssen sie uns erhalten: aber wir dürfen nicht eine neue Herrscherklasse auf den Schultern des Proletariats schaffen.

Ein einfaches Mittel hierzu liegt neben der sorgsam Prüfung der Personen in der Gehälterbemessung. Welchen Ansprüchen sie entsprechen soll, habe ich oben angeführt — weiter soll sie nicht gehen. Niemand soll glauben, als sozialdemokratischer Vorkämpfer ein besseres Geschäft zu machen als durch Arbeit in der bürgerlichen Gesellschaft.\*) Bebel warnte mit Recht auf dem Berliner Parteitage 1892 vor „Krethi und Plethi“. Wir wollen die Auswahl haben unter Leuten, die nicht nur geistig befähigt sind — was übrigens durch Gewandtheit im Reden und Schreiben allein durchaus noch nicht dargethan ist — nein, die auch Charaktere sind, ideal genug, für ihre Sache Opfer zu bringen und keine Vortheile aus ihr zu ziehen.

Sollten solche Leute nicht genug vorhanden und die geistig Befähigten nicht unter einem bestimmten Marktpreise zu haben sein: nun dann müsste man diese allerdings zu ihrem Preise kaufen, wie man sich einen Advokaten kauft. Man müsste sie dann aber nicht als Genossen betrachten, sondern als Leute, die man eben kauft, weil man sie nöthig hat.

Aber ich zweifle nicht, dass diese Möglichkeit nur eine theoretische ohne praktische Unterlage ist. Wir werden immer diese Leute haben! Manchen auch, der sich heute über die wirkliche Kraft seines anzuspennenden Idealismus noch gar nicht recht klar ist.

Real in der Erkenntniss und ideal im Ziel: das ist die Aufgabe der Sozialdemokratie und zugleich die eines jeden rechten Akademikers.

## Die National-Sozialen und ihr Kongress.

Am 23., 24. und 25. November tagte in Erfurt der Kongress der „Christlich-Sozialen“, oder wie sie sich seit 1. Oktober d. J., seit Gründung der „Zeit“, nennen, der „National-Sozialen“. Diese seit einiger Zeit viel genannte Gruppe hat sich in Erfurt ein festes Gefüge gegeben. Wozu? Nach dem Urtheil der einen, um die gefährlichste Schutztruppe der Sozialdemokratie zu werden, nach ihrer eigenen Auffassung, um an die Spitze der Arbeiterbewegung zu treten und zur Sozialdemokratie zu sprechen: „Deine Zeit ist um“.

Eine so angefeindete und so selbstbewusste Gesellschaft ist es werth, dass man ihren Weg verfolgt; was hat der Erfurter Kongress für sie gebracht und welche Perspektive eröffnet er?

In erster Linie hat der Kongress den „luftförmigen, mehr geistigen Aggregatzustand in eine konsistentere Form“ verdichtet. Diese Form trägt den Namen

\*) In einem späteren Artikel gedenke ich die „Gehälterfrage“ von einem grundsätzlichen Standpunkte aus zu behandeln. D. V.

„national-sozialer Verein“. (Warum nicht „christlich-sozial“ besprechen wir unten. Als Partei aufzutreten wäre nach Naumanns Urtheil — entgegen vielen Andern, z. B. v. Gerlach — verfrüht. Das soll im Oktober 1897 geschehen, so dass bei der nächsten Reichstagswahl die Herren ihre Feuerprobe zu bestehen haben werden.)

Das Organisationsstatut des Vereins, das sich „in vielen Stücken das sozialdemokratische zum Muster genommen hat“, „nimmt peinliche Rücksicht auf das preussische Vereinsgesetz“, — man fühlt sich schon völlig als verfolgte Märtyrerpartei. Vorsitzender des Vorstandes ist Naumann. Sitz des Vereinsvorstands Leipzig. Vereinsorgane „Zeit“ und „Hilfe“.

Neben dieser Festsetzung der Organisation ist das Hauptergebniss von Erfurt ein Programm unter der Ueberschrift Grundlinien, das die Grundlage unserer Besprechung zu bilden hat, da es uns am Besten zeigen kann, was die Erfurter Tage gebracht haben.

Wie bekannt, war eine Unmenge einzelner Anträge eingelaufen, die mehr oder weniger in den Grundlinien zusammengeschmolzen sind. Diese Art der Bildung macht sich in den Grundlinien, wie wir sehen werden, zu ihrem Nachtheil bemerklich: aneinandergereihtes Stückwerk, kein klangvolles Ganzes aus einem Guss. Jeder, der etwas beisteuerte, musste etwas preisgeben, damit nur überhaupt etwas zu Stande käme. Die Hand, die nun glücklich die widerstrebenden, von Nord und Süd zusammengeflogenen Gedanken in die Form gerader Grundlinien hineinzwängte, war die gewaltige Hand Naumanns, vor dessen scharfem Verstand und glänzender Rednerege die Vereinsmitglieder sich beugen wie vor dem Uebermenschen. — Naumann hat dafür gestimmt — genehmigt, das war der Takt, nach dem in der Abstimmung die einzelnen Anträge behandelt wurden. So disparate Ansichten vertreten waren, gegen Naumanns Willen hielt nichts aufrecht.

Nun zu diesem Produkt aus der neu gebauten Werkstatt, den Erfurter Grundlinien, die von nun an konkurriren sollen mit unserem klassischen Erfurter Programm. Die Grundlinien gliedern sich für unsere Besprechung am Besten nach drei Gesichtspunkten, die zugleich die geschichtliche Entwicklung des Vereins darstellen: christlich, sozial, national.\*) Somit beginnen wir mit der „christlichen Grundlage“, um die auch in Erfurt am Längsten und wohl am Heftigsten gestritten wurde.

Kaum hatte Naumann seine grosse, dreistündige, prinzipielle Rede beendet, als der Kampf begann. Der erste Punkt, der angegriffen wurde, war nicht die Flottenvermehrung und nicht das Wahlrecht, sondern Punkt 6 des Naumannschen Programm-entwurfs, der handelte vom Christenthum.\*\*\*) Eine nicht unbedeutende Minorität war der Ansicht, „die Religion, das Christenthum, das Evangelium gehöre nicht in das Programm“. Diese Ansicht wurde von verschiedenen Seiten mit prinzipiell verschiedenen Gründen vertheidigt. So bat z. B. Redakteur Damaschke von den „Kieler Neuesten Nachrichten“ um Streichung des Punktes „nicht aus Gegensatz, sondern aus Sympathie für das Christenthum“, da sonst weite Kreise von der Theilnahme an der Bewegung zurückgehalten würden. Für die Streichung traten also in erster Linie Leute ein, die, selber Christen, Nichtchristen nicht zurückstossen wollten. Genau dies war bis zum Erfurter Kongress der Standpunkt Naumanns sowohl wie

\*) Zur Geschichte der christlich-sozialen Bewegung siehe Göhres Buch: „Die evangelisch-soziale Bewegung“ und „Soz. Akademiker“, II. Jahrg., No. 6, S. 350.

\*\*) Dies ist § 7 der jetzt angenommenen Grundlinien. In No. 1 der „Zeit“ war ein vom Ausschuss ausgearbeiteter Programm-entwurf vorgelegt. Diesen Programm-entwurf hatte Naumann unter Berücksichtigung der eingelaufenen Anträge umgearbeitet zu den „Grundlinien“, die jetzt nur mit einer wesentlichen Aenderung (Hinzunahme der Frauenfrage) angenommen wurden.

Göhres! Hören wir nur Naumann in seinem programmatischen Leitartikel in No. 1 des 2. Jahrgangs der „Hilfe“: „Es ist nicht unmöglich, dass die beiden Aufgaben, die politische und die religiöse, einmal getrennt, von zweierlei Vereinigungen geführt werden müssen.“ Hören wir Göhre in No. 38 des 2. Jahrgangs der „Hilfe“, so „giebt nach ihm die Partei das Christenthum als Quelle ihrer sozialen und politischen Forderungen auf und verpflichtet nur auf ihr sozialpolitisches Programm“. Damit gewinne sie einen erheblichen Vorsprung gegenüber der Sozialdemokratie, die „mit ihrem materialistischen Evangelium unduldsam gegen jedes andere ist“ und in diesem Punkt — wie überhaupt in allen — sich reaktionär gebärdet.\*) Warum wohl haben Naumann und Göhre ihre Anschauung so merkwürdig geändert? Dass zu viele Atheisten hereinkämen und ihnen das Heft aus der Hand nehmen würden, konnten sie nicht wohl fürchten — aber gewisse einflussreiche Herren hatten ihre Mitarbeit nur daraufhin zugesagt, dass die Zugehörigkeit zum Christenthum manifestirt werde. Darum betrat Naumann mit der festen Absicht den Kongresssaal: Punkt 6 muss bleiben.

Göhres Umschwung besonders erregte denn auch berechnete Verwunderung, aber die Gegner des Christenthumsparagraphe mussten den Kampf aufgeben. Sie fügten sich. Dem unzweideutigen Wortlaut des an hervorragender (letzter) Stelle stehenden § 7 bedeutet die angeschlossene Resolution, die den „Gewissenszwang“ abweist, nicht viel. Thatsächlich ausgeschlossen werden sich alle die fühlen, denen man formell den Eintritt erleichtern wollte, also alle Nichtchristen, z. B. Herr Kurz mit seinem vom Vorsitzenden, Stadtpfarrer Traub, als „christenthumfeindlich“ gebrandmarkten Antrag, ferner alle Gesinnungsgenossen des Herrn Ludwig Curtius aus München, der schreibt: „wie viele sind gerade in unsern Reihen, die zum Sozialismus kommen, nicht als treue Verfechter dieser oder jener Konfession, sondern in Konsequenz einer Philosophie der allgemeinen Menschlichkeit und getragen von einer neuhellenistischen Weltanschauung? Und das sind nicht immer die Schlechtesten.“ Solche Leute haben keinen Platz im neuen Verein. Wenn also in Erfurt konsequenter Weise und prinzipiell ganz richtig der christliche Boden, auf dem die Partei geschichtlich wurzelt, nicht verlassen wurde, so bedeutet es eben doch eine Verengung des Horizonts und die Ziehung einer Grenze, die weite Zuwachsgebiete abschliesst.\*\*)

Bei diesem Standpunkt ist vollends nicht einzusehen, warum dann nicht der Name christlich sozial geblieben ist. Wenn v. Gerlach meint, er sei „eine politische Nothwendigkeit geworden“, so ist damit gar nichts gesagt. Wenn man die Sache hat, warum scheut man sich dann die Flagge aufzuziehen.\*\*\*)

Dem Christenthumsparagraphe drohte ein Angriff noch von einer anderen Seite. Dem Herrn Pfarrer Traub und seinem württembergischen Anhang war nämlich „Christenthum“ zu wenig, er brauchte evangelisches Christenthum. „Er schlug“ — wie v. Gerlach sagte — „eine schneidige Klinge gegen Rom“, mit anderen Worten er paukte Kulturkampf und meinte: „Wir Württemberger halten den Katholizismus für gefährlicher als die Sozialdemokratie. Auch können wir eine soziale Reform nur anbahnen auf Grund der Reformation, der evangelischen Begriffe, der evangelischen

\*) Dieser Göhresche Artikel ist überhaupt jetzt noch lesenswerth. Da beweist Göhre haarscharf — leider nur mit Taschenspielerkunststücken — dass die Sozialdemokratie von A bis Z eine reaktionäre Masse ist, seine Partei dagegen den wahren Fortschritt bringt.

\*\*) Theoretisch und praktisch viel richtiger wäre es gewesen, den Vorschlag von Prediger Traub (nicht des Vorsitzenden) anzunehmen, nach dem Jeder abgewiesen wäre, der die objektive Bedeutung des Christenthums nicht anerkennt.

\*\*\*) Dass es noch andere Christlich-Soziale giebt, ist kein Grund. Was bedeuten die paar Stöckerianer?

Ethik. Wir wollen den Arbeiter mündig machen, was er unter römischer Vormundschaft nicht werden kann.“ Diese theologisch infizierte Sozialpolitik ist wirklich interessant: „soziale Reform auf Grund der Reformation, der evangelischen Begriffe“ — da hört Alles auf. Es ist schade um den Mann; seine sozialpolitischen Arbeiten, z. B. seine Untersuchung über „kürzere Arbeitszeit“ sind sehr brauchbar. Allein der Effekt und die für den Verein ernste Seite dieser Pauke ist: einem Katholiken verbietet sich der Eintritt in einen Verein, in dem eine solche Strömung, wenn auch nur als Unterströmung, existirt. Kein Wunder, wenn z. B. H. Herkner, der Verfasser der „Arbeiterfrage“, der sozialpolitisch ganz ähnlich steht, wie Naumann, ja der auf einem früheren Kongress ein Referat hatte, nichts mehr von sich hören lässt; er ist Katholik.

Was ist aber der langen bisherigen Ausführung kurzer Sinn? Mögen sie auch nicht mehr Christlich-Soziale, sondern National-Soziale heißen, aus der ihnen im Lauf der Zeit gewachsenen Haut können sie nicht heraus, sie mögen sich drehen und wenden, sie bleiben christlich, und zwar evangelisch-konfessionell, noch dazu mit spezifisch theologischem Gepräge.

Wie windig sieht es also gleich bei diesem Punkt aus mit dem Vorsprung der freien, fortschrittlichen Partei, die ohne Zwang, tolerant Allen ihre Thore öffnet. Herr Göhre hat in seinem Hilfsartikel unverantwortlich geflunkert. Die Grenzen der Weltanschauung sind in seiner Partei weit enger, weit intoleranter gezogen als irgendwo; von dem „geben Sie Gedankenfreiheit“ sind seine Freunde viel weiter entfernt, als eine x-beliebige andere Partei, geschweige denn als die Sozialdemokratie.

Doch nun zur Hauptsache, den sozialpolitischen Programmpunkten. „Hier bedeuten nun die „Grundlinien“ eine Verschlechterung gegenüber dem viel klareren und präziseren Programm-Entwurf, der in No. 1 der „Zeit“ mitgetheilt war und den von Gerlach zur Grundlage der Erfurter Debatte machen wollte.

Der hierher gehörige § 4, in dem die „proletarische Politik“ des Vereins kundgegeben ist, lautet jetzt:

„Wir wollen eine Vergrößerung des Antheils, den die Arbeit in ihren verschiedenen Arten und Formen in Stadt und Land unter Männern und Frauen an dem Gesamttertrag der deutschen Volkswirtschaft hat, und erwarten dieselben nicht von Utopien und Dogmen eines revolutionären Marxistischen Kommunismus, sondern von fortgesetzter politischer, gewerkschaftlicher und genossenschaftlicher Arbeit auf Grund der vorhandenen Verhältnisse, deren geschichtliche Umgestaltung wir zu Gunsten der Arbeit beeinflussen wollen.“

Originell ist an diesem prinzipiellen Theil des wissenschaftlichen Programms gar nichts. Der Paragraph besteht aus zwei Negationen nach links gegen die „Marxistischen Dogmen“, nach rechts gegen eine reaktionäre Politik, welche Gewerkschaften brutal unterdrückt. Ein geschlossenes wirtschaftliches System, aus dem man praktische Forderungen ableiten könnte, hat der Verein heute so wenig wie früher. Es gilt noch, was Naumann in „Hilfe“ I, 17 sagt: „Wir vermeiden es, unsere Forderungen aus irgend einer einzelnen national-ökonomischen Theorie herzuleiten.“ Das hat für den Anfang seine Vortheile, wenn alle Theorien gleichberechtigten Platz haben; ob aber die Stetigkeit, das „Charakter haben“, wodurch sich Naumanns Partei gerade auszeichnen soll, auf die Dauer mit dieser Politik von Fall zu Fall vereinbar ist, muss bezweifelt werden.

Schon von jeher, besonders aber seit Herr Lorenz die neue Partei durch Anwesenheit seiner Person verstärkt hat, spielt das Schlagwort „Marxistische Dogmen“ eine Rolle bei den National-Sozialen. Wenn nun mir nichts dir nichts dekretirt wird: der Kollektivismus ist eine Utopie — wir halten fest an der historisch gewordenen.

das Privateigenthum in sich schliessenden Wirtschafts-Ordnung, hiess es klarer, aber auch offener im ersten Entwurf — so ist das einfach auch ein Dogma, denn in der ganzen christlich-sozialen Partei-Litteratur ist von einer Widerlegung des Kollektivismus, speziell des Marxistischen Systems, nirgends die Rede. Doch nein — Professor Max Weber aus Freiburg hat in Erfurt offiziell konstatiert, dass das Marxsche System „theoretisch zerbrochen am Boden liege.“ Gewiss hätte es jeden unserer Leser äusserst interessirt, wenn wir auch nur die Andeutung eines Beweises dieser genialen Behauptung aus Professorenmund hätten anführen können, allein im Kongress-Bericht fand sich nichts dergleichen.

Ein anderes national-soziales Dogma: „Eine Vergrösserung des Antheils der Arbeit“ — eine befriedigende natürlich — soll „auf Grund der vorhandenen Verhältnisse“ — also des Privateigenthums erreicht werden. (Im ersten Entwurf hiess es viel deutlicher: „wir halten die Emporentwicklung der Arbeiterklasse innerhalb der heutigen Wirtschafts-Ordnung für möglich.“) Wer nun gegenüber den offen zu Tage tretenden Thatsachen, innerhalb der heutigen Wirtschafts-Ordnung, der stossweisen kapitalistischen Produktionsweise die Emporentwicklung, oder auch nur eine befriedigende Entwicklung der Arbeiterklasse erwartet, der mag es thun, soll aber nicht anderen Leuten „Dogmenglauben“ vorwerfen, denn diese beiden national-sozialen Dogmen, von denen eins aus dem andern folgt, haben vor den Marxisten nur den zweifelhaften Vorzug mangelhafter Begründung. Bei diesem Beharren auf dem individualistischen Wirtschaftsprinzip ist es einigen der Sozialen auch nicht ganz wohl. S. Gerlach z. B. sagte: „Ich halte an dem Privateigenthum fest, möchte mich aber nicht darauf festlegen lassen.“ Schöner kann man sich allerdings kaum zwei Thüren offen halten. Ist das aber „Stetigkeit“, ist das „Charakter“?

Der folgende § 5 ist nach Fassung und Inhalt charakteristisch für den ziellosen Optimismus der National-Sozialen:

„Wir erwarten, dass die Vertreter deutscher Bildung im Dienst des Gemeinwohls den politischen Kampf der deutschen Arbeit gegen die Uebermacht vorhandener Besitzrechte unterstützen werden, wie wir andererseits erwarten, dass die Vertreter der deutschen Arbeit sich zur Förderung vaterländischer Erziehung, Bildung und Kunst bereit finden werden.“

Das ist eine soziale Predigt, aber kein Programmsatz. Das ist ein Rückfall in den „luftförmigen Aggregatzustand“, in dem die Christlich-Sozialen auf sozial-ethischem Gebiet Stimmung machten. Wiederum war es der praktische Politiker v. Gerlach, der mit Recht sagte: „Hoffnungen und Erwartungen gehören nicht in ein Programm.“

Aber es ist kein Zufall, dass dieser Predigtton sozialer Ermahnung mitten im Programm wieder herausklingt. In der neuen Partei sind zu viel disparate Elemente, zu viel sich widersprechende Gedanken, als dass sie es zu einer dauernden politischen Aktionsfähigkeit bringen könnte. Sie wird als Partei extensiv nie eine viel grössere Rolle spielen, als etwa die Antisemiten. Ihre historische Bedeutung liegt darin und wird darin liegen, dass sie die Geister in der „akademischen Schicht“ revolutionirt. Wir glauben nun nicht, dass bei vielen dieser Aufgerüttelten die Sache „mit dem Erfurter Programm enden wird“, wie die Leipziger Volkszeitung meint, aber den bisher fanatischen Gegnern der Sozialdemokratie in der akademischen Schicht wird durch das in „Zeit“ und „Hilfe“ gebotene Thatsachenmaterial die Lust zum blinden Dreinschlagen auf die Sozialdemokratie vergehen; Genossen werden von der akademischen Schicht verschwindend wenige werden, aber ihr Einfluss — besonders beim Landvolk — wird uns weit mehr günstig sein, als ungünstig. Geistliche z. B. können uns als Christlich-Soziale viel mehr nützen, denn als Sozialdemokraten; ein sozialdemokratischer Pfarrer,

der Farbe bekennt, würde gemaassregelt, den Christlich-Socialen kann die Behörde sehr schwer beikommen. Gerade beim Landvolk sind diese Leute unsere Pioniere.

Deswegen, sagen wir, steht der § 5 nicht zufällig in seiner merkwürdigen Fassung da. Trotz der Vereinsgründung fühlt Naumann instinktiv, dass seine geschichtlich bedeutsame Wirksamkeit auf sozial-ethischem Gebiet liegt. Was die „Hilfe“, was die „Zeit“ seit ihrem kurzen Bestehen unter den Geistlichen schon geleistet hat, ist kaum glaublich. Leuten, die unter einem Streik eine Faulenzerei der Arbeiter verstanden, werden die Augen geöffnet über die Gewerkschaftsbewegung. Das hätte kein „Vorwärts“ fertig gebracht, denn sein Geschütz dringt nicht durch Pfarrhausmauern. Die vorzügliche Führung der „Zeit“, besonders in Sachen Gewerkschaft, müssen wir anerkennen. (Ein Urtheil über den Vermittlungsversuch beim Lithographenstreik ist damit nicht gefällt.) Ueberhaupt ist die „Zeit“ keine von den schlechtesten Zeitungen. Ihre Pressübersicht z. B. ist ausgezeichnet. Wie gesagt, die Bedeutung der National-Sozialen liegt auf sozial-ethischem Gebiet. Sie machen Stimmung und revolutioniren die Geister. Ihre Aktionsfähigkeit haben wir zum Theil schon gewürdigt, zum endgültigen Urtheil hierüber sehen wir noch den dritten Faktor der Grundlinien an, dem „nationalen“ Theil. Dies sind die Paragraphen 1, 2 und 3.\*)

„§ 1. Wir stehen auf nationalem Boden, indem wir die wirtschaftliche und politische Machtentfaltung der deutschen Nation nach aussen für die Voraussetzung aller grösseren sozialen Reformen im Innern halten, zugleich aber der Ueberzeugung sind, dass die äussere Macht auf die Dauer ohne Nationalsinn einer politisch interessirten Volksmasse nicht erhalten werden kann. Wir wünschen darum eine Politik der Macht nach aussen und der Reform nach innen.“

„§ 2. Wir wünschen eine feste und stetige auswärtige Politik, die der Ausdehnung deutscher Wirthschaftskraft und deutschen Geistes dient. Um sie zu ermöglichen, treten wir für die ungeschmälerte Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, für eine angemessene Vermehrung der deutschen Kriegsflotte, sowie für Erhaltung und Ausbau unserer Kolonien ein: Im Interesse der vaterländischen Macht und Ehre werden wir Missstände in unseren militärischen und kolonialen Einrichtungen stets offen bekämpfen.“

„§ 3. Wir stehen fest auf dem Boden der deutschen Reichsverfassung und wünschen ein kräftiges Zusammenwirken der Monarchie und der Volksvertretung. Wir sind für Unantastbarkeit des allgemeinen Wahlrechts zum Reichstage und für Ausdehnung desselben auf Landtage und Kommunalvertretungen. Wir fordern Verwirklichung der politischen und wirtschaftlichen Vereinsfreiheit und ungeschmälerte Erhaltung der staatsbürgerlichen Rechte aller Staatsbürger.“

Das also ist der nationale Standpunkt des Vereins: 1. Machtentfaltung der Nation nach aussen ist Voraussetzung der Reform nach innen. Darum Stärkung der Militärmacht. 2. Als Basis der sozialen Reform im Innern ein Zusammenwirken von Monarchie und Volksvertretung. Nun stellt sich aber Naumann im Uebrigen prinzipiell auf den Boden des Klassenkampfes. So billigt er in einer Besprechung von Göhre's Buch „die evangelisch-soziale Bewegung“ in „Hilfe“ II. 24 folgende Worte Göhre's: „... es entsteht eine politische Partei, die nicht für alle Kreise sein kann, sondern dem vierten Stand im weiteren Sinne des Wortes dient. Sie steht auf dem Standpunkt des Klassenkampfes, hat proletarische Interessen“ u. s. w. Nun bringt es Naumann und seine Partei fertig, einerseits mit dem vierten Stand den Klassenkampf zu führen, andererseits die angegriffene Klasse indirekt zu stärken durch Steigerung ihres ersten und letzten Hilfsmittels, der Militärmacht. Angesichts der Opposition der Sozialdemokratie gegen den heutigen Militarismus von „Wehrlosmachung“ zu reden, ist lächerlich. Wäre unser Heer kein Werkzeug des Klassenstaates, sondern eine

\*) Der noch übrige § 6 handelt von der „Regelung der Frauenfrage“.

Volkswehr, dann gälte es auch von unserem Standpunkt, die Militärmacht zu stärken. Das sollte aber Naumann einsehen, dass für einen Mann, der mit dem vierten Stand den Klassenkampf ausfechten will, die Losung sein muss: diesem Heere keinen Groschen. Nur zu berechtigt ist daher der Spott der „Leipziger Volkszeitung“: „auf die phrygische Mütze der Sozialreform stülpt Pfarrer Naumann kurz entschlossen die preussische Pickelhaube“. Nationaler Sozialismus in diesem Sinn ist Widersinn.\*)

Charakteristisch für diesen unklaren und widerspruchsvollen Standpunkt ist Sohm's erstes Referat: Einerseits kann nur die neue Partei den Arbeiterstand zum Siege führen. Aber andererseits, wir wollen wohl den Sieg, aber keinen Kampf, „wir wollen keinen Klassenkampf“. Hätten sich doch die Herren durch Delbrück's Artikel in der „Zeit“ belehren lassen. Es ist derselbe unpraktisch optimistische und ungeschichtliche Sinn, der glaubt, die zusammengeschnittene Partei werde die Sozialdemokratie „ablösen“ und der glaubt, den Klassenkampf entbehren zu können. (Nebenbei: Wie Göhre zu diesem Dictum Sohm's steht, möchten wir auch wissen.)

Ebenso bezeichnend ist die andere Seite des „nationalen“ Sozialismus: „kräftiges Zusammenwirken der Monarchie und der Volksvertretung“. Naumann hat ja nun zwar sein Kaiserhoch mit einem zweifelhaften Kompliment für die Majestät motivirt, aber in dem § 3 spukt doch die alte Begeisterung für die „Regierungskraft der Könige und die Herzenskraft der Königstreue“ (zum sozialdemokratischen Landprogramm: „Was heisst Christlich-sozial“, 2. Heft), wenn sie auch durch die Welt der Thatsachen schon bedeutend abgekühlt ist. Allein, ohne die Monarchie geht es nun einmal hier nicht. Zwar „das Volk ist unser geborener Herr“ (Sohm und v. Gerlach), aber trotzdem: „einer ist Herr, und das bin ich“.

Welche Perspektive eröffnen wir dem national-sozialen Verein auf Grund des Tages von Erfurt? Und zwar reden wir jetzt nicht von ihrer aufklärenden Thätigkeit auf Sozial-ethischem, wo ihre eigentliche Bedeutung liegt, die wir gern und offen anerkennen, sondern von ihrer Aussicht als politische Partei und ihrer Aktionsfähigkeit. Und da steht die Sache unserer Ansicht nach ungünstig, auf die Dauer wenigstens. Für den Anfang, ja; da werden alle die heterogenen Elemente, die toleranten Protestanten und die Kulturkämpfer, die, welche mit dem „Klassenkampf“ als einem Schlagwort spielen, und die, welche es ernst damit nehmen, alle miteinander in Eintracht kämpfen unter dem Namen Naumann, der über alle Namen ist. Ja, wir glauben, sie werden unter diesem Namen in den Reichstag einziehen. Nun wohl — geben wir ihnen ein halbes Dutzend, geben wir ihnen drei Viertel Dutzend Abgeordnete und sehen wir dann zu, wie sie über die einzelnen praktischen Fragen abstimmen. Dann wird die Politik „von Fall zu Fall“ von einem Abfall zum anderen führen. Dann wird der Kulturkämpfer Traub gemeinsam mit den Herren, die vom „Schlagwort“ Reformation reden, Deutschland von der Jesuitenpest befreien; dann wird Herr Pastor X seine Rede schliessen mit dem Vers: die Sach' ist dein, Herr Jesu Christ, während Professor Y die neuhellenische Weltanschauung in's Feld führt, dann wird Sohm den Arbeiterstand ohne Klassenkampf zum Siege führen, sola fide, allein durch den monarchischen Glauben, während der Demokrat sans phrase v. Gerlach sich mit der „reaktionären Masse“ herumschlagen kann; wer endlich am Privateigenthum festhält und wer sich nicht darauf festlegen lassen wird, das kann man noch gar nicht wissen.\*\*)

\*) Es ist freilich nichts Besseres zu erwarten, wenn ein Mitglied in „Missständen der militärischen Einrichtungen“ eine Herabsetzung des preussisch-deutschen Heeres sieht.

\*\*) Hier sei auch noch an Delbrück's Urtheil über Naumann erinnert, das er im November 1895 in den „Preussischen Jahrbüchern“ abgab: „Ein Sozialdemokrat, angenommen Naumann sei es wirklich, was

Man könnte im Anschluss an das Volkslied vom Grobschmied zur neuen Partei sagen:

„Das wird einen Spektakel geben,  
Wenn Du mal wirst im Reichstag steh'n.“

Schaden kann's uns wenig, aber nützen sehr viel. Darum von unserer Seite ein:  
Glück zur fröhlichen Fahrt für die christlichen National-Sozialen.

November 1896.

Heinrich Wilhelm, cand. theol.

## Südenland.

Von Bruno Wille in Friedrichshagen.

An W. B.

Horch, durch grüblerische Föhren  
Woget stöhnendes Verstören,  
Herbstlich rauhes Nachtgebraus.  
Und die reckenhaften Eichen  
Toben, weil die Wipfel bleichen,  
Schaurig trostlos ihren Kummer aus.

Droben, wo durch Wolkenhader  
Bläulich walt des Mondes Duft,  
Rudert durch die barsche Luft  
Wilder Gänse Keilgeschwader.  
Ihrer Sehnsucht dunkles Raunen  
Lenkt empor mein stummes Staunen  
Und erweckt die kühlen Schauer  
Unvergessner Abschiedstrauer.

Dein gedenk ich, armer Freund. —  
Vom vertrauten Heim betrogen,  
Bist du fröstelnd fortgezogen  
Mit der Wildgans südenwärts.  
Draussen suchst Du, grambegleitet,  
Was allein das eigne Herz —  
Wie der Baum sein Harz — bereitet.

Fahret wohl! Ich bleibe hausen,  
Wo die Föhren mürrisch brausen —  
Mit mir selbst allein; verschweige  
Meiner Sehnsucht Schrei und neige

er noch lange nicht ist, ein Sozialdemokrat also, der für Getreidezölle und für alle nothwendigen Bewilligungen für die Wehrkraft des deutschen Reiches zu Wasser und zu Lande eingetreten ist, wie es Herr Naumann gethan hat, ein solcher Sozialdemokrat ist immerhin unter Umständen ein schätzenswerther Bundesgenosse.“ Wer rechnet also auf Naumann als „Bundesgenossen“? Die Freunde der Getreidezölle und der Flottenpläne.

Zum Gebet mein Haupt: Wohlan,  
 Sei nun stark, Einsiedel! Zeige,  
 Was die eigne Kraft noch kann!  
 Tiefste Andacht weihe Dich,  
 Und in Zauberformeln sprich  
 Jenes Wort, das Berggestein  
 Spaltet: „Sesam, thue dich auf!“ —  
 Dann hinein, getrost hinein!  
 Hinter rauher Felsenwand  
 Lächelt dir ein Südenland —  
 Dein erschntes Friedenland.

## Ueber den psychologischen Ursprung des Glaubens.

### I.

Ludwig Feuerbach hat in seinen „Vorlesungen über das Wesen der Religion“ auch den psychologischen, subjektiven Ursprung des Glaubens in gewohnter scharfsinniger Weise untersucht und mit der ihm eigenen Drastik dargestellt. Er findet in der Menschenseele zwei ursprüngliche Empfindungen, die sie zum Glauben an Götter geführt haben: Furcht und Dankbarkeit.

Er nennt zwar die Furcht zuerst und behandelt den Ursprung des Glaubens aus ihr ziemlich ausführlich; aber trotzdem sagt er gleich darauf: „Es wäre höchst einseitig, ja eine Ungerechtigkeit gegen die Religion, wenn ich die Furcht allein zum Erklärungsgrund der Religion machte.“ Und der zweite Erklärungsgrund, den er diesem ersten ebenbürtig an die Seite stellt, ist eben die Dankbarkeit.

Ich möchte es bezweifeln, dass die Ungerechtigkeit gegen die Religion so gross wäre, wollte man die Dankbarkeit aus dieser Vorzugsstellung herausbefördern und aus einer Erklärung aus der Furcht gleichwerthigen Grunde zu einem minderwerthigen Anhängsel dieser machen. Ja, unsere alleinseligmachenden Kirchen würden, so sehr sie sich im ersten Augenblick gegen diese noch niedrigere Erklärungsweise sträuben würden, gar nicht so übel dabei fahren, als es den Anschein hat. — Die beiden Gründe wären völlig gleichwerthig, wenn sie unabhängig von einander, jeder für sich, zur Erklärung des Götterglaubens genüigten, oder wenn andererseits keiner von beiden für sich, ohne den andern existiren könnte. Ist dem aber so?

Feuerbach hat sehr passend das Verhältniss des Gläubigen zu seinem Gotte — natürlich nicht zu dem durch die tausend Siebe theologischer Gehirne hindurch sublimirten modernen Gott, sondern zu dem rohen, ursprünglichen Naturgott — ich sage, Feuerbach hat das Verhältniss des Gläubigen zu diesem Gotte mit dem des Sklaven zu seinem Herrn verglichen. Und in der That, der Sklave hätte eigentlich keinen Herrn, er merkte nichts davon, dass er beherrscht wird, wenn nicht dieser Herr ihm von Zeit zu Zeit die Peitsche auf dem Rücken tanzen liesse oder — noch mehr von Zeit zu Zeit — einmal einen rosigen Tag hätte — d. h. wenn nicht auch den Sklaven die beiden Prinzipie Furcht und Dankbarkeit beherrschten. Wäre er unempfindlich gegen Peitschenhiebe wie gegen ein freundliches Wort, nun, so fühlte er eben von seiner Abhängigkeit nicht das Geringste, er lebte dahin, als existirte der Beherrscher nicht. Ganz ebenso hätte kein Urmensch je daran gedacht, sich die Natur zu

vergöttern, wenn nicht der Blitz einmal seine Hütte in Brand gesteckt oder der Gewitterregen die Flammen wieder verlöscht hätte. Hier steht der Mensch der beherrschenden Natur gegenüber, dort dem beherrschenden Menschen. Und beide Mal macht er sich aus dem Beherrscher einen Gott. Denn ist nicht auch der Herr der Gott des Sklaven? Betet, bittet er nicht demüthig zu ihm um Schonung, wenn die Peitsche droht? Verehrt er ihn nicht als ein höheres Wesen, wenn der Peiniger ja einmal geruht, dem armen Unterjochten ein freundliches Wort zu gönnen? Waren nicht die römischen Kaiser wirkliche Götter — Götter, denen man Altäre und Tempel baute, und vor denen ihre sklavischen Unterthanen anbetend in den Staub sanken? Und in richtiger Erkenntniß dieser Analogie leiten ja alle die Herren, die Könige und Königinlein ihre Herrschaft von „Gottes Gnaden“ ab. —

Feuerbach hat also vollkommen Recht, Gott und seinen Bekenner als gleichwerthig zu setzen mit dem Herrn und seinem Sklaven. Wollen wir uns deshalb den Werth der beiden Erklärungsgründe des Glaubens mundgerechter machen, so halten wir uns zunächst an das Analogon, das uns näher liegt: Der wahre Sklave, der stumpfe, rohe Mensch ohne alles höhere Empfinden verehrt seinen Herrn als eine Art übermenschliches Wesen, er vergöttert ihn, wenn dieser ihn mild und herablassend behandelt. Das wäre der Gott, den die Dankbarkeit geschaffen hat. Aber ist die Dankbarkeit wirklich allein, primär im Stande, in solch einem niederen, engbegrenzten Gefühlsleben Wurzel zu fassen? Oder mit anderen Worten: wird wirklich solch ein halbhierischer Sklave — wir müssen der vollständigen Analogie halber den niedersten Sklaventypus annehmen — wird er wirklich überhaupt dankbar werden können, wenn er sein Leben lang kein hartes Wort gehört, keinen Peitschenhieb gefühlt, keinen Hunger empfunden hat?? Solch ein alles Edlen barer Charakter und dankbar? Ich glaube vielmehr, er wird das, was er sein Leben lang nicht anders gekannt hat, als ganz natürlich, als ihm gehörig hinnehmen. Er kann sich wohl befriedigt dabei fühlen, aber er wird dieses Leben und den Herrn, der es ihm so angenehm macht, nicht als Wunder in Lobes-Hymnen preisen, aus dem einfachen Grunde, weil er ja gar nichts anderes kennt, mit dem er es vergleichen könnte. So wenig der behäbige Spiessbürger von sich aus daran denkt, täglich seinen Herrgott zu lobpreisen, dass er ihm Austern zum Essen und weiche Daunenbetten zum Schlafen gegeben hat. —

Anders aber ist es, wenn der Sklave daran gewöhnt ist, das Gottes-Gnaden ihm seines Herrn täglich auf seinem blutenden Rücken bewiesen zu sehen, wenn er weiss, was hungern heisst und entbehren; zeigt sich da wirklich einmal der Herr von einer menschlichen Seite — gleich ist das Wunder fertig, der arme Sklave erkennt dankbar die Wohlthat einer qualfreien Stunde, er macht seinen Herrn zum Gott, zum guten Gott. Aber vorher muss er der Teufel gewesen sein. —

Und dieser Vorgang ist ganz natürlich und allgemein: etwas Positives — und Dankbarkeit ist positiv — kann nicht an und für sich existiren, sondern nur durch den Gegensatz zu einem vorher vorhandenen Negativen, wie es in unserem Fall die Furcht darstellt. Eine Regel kann nicht a priori als Regel zum Bewusstsein kommen, wenn es nicht Ausnahmen giebt, ein Recht nicht als Recht ohne das Unrecht.

Und nun zu unserem ersten Gläubigen zurück. Denken wir uns einen solchen rohen Urmenschen im Schlaraffenland geboren, wo ewiger Frühling herrscht, wo der Tod seine Macht verloren hat, und wo die gebratenen Tauben nur so in der Luft herumfliegen; wird ein solcher Mensch je auf die Idee kommen, irgend jemand danken zu wollen für das, was er Tag für Tag genießt? Wird er aus dieser gütigen Natur auch einen gütigen Gott machen,

zu dem er betet? Weshalb denn? Ein Gebet zu guten Göttern hat doch immer zum mehr oder weniger ausgesprochenen Zweck, dem Betenden die göttliche Freundschaft zu erhalten — im besten Falle noch: bei den sogenannten Gebeten aus Herzensbedürfniss; die andern alle wollen etwas von diesem Gott erreichen: sei es viel Geld, sei es Vernichtung der Gottlosen, sei es die ewige Seligkeit. Warum sollte aber der Schlaraffenländer um die Freundschaft eines Gottes bitten? Er hat ja in seinem Leben nichts davon erfahren, dass die Natur auch einmal nicht freundlich sein kann! Und um etwas bitten? Er entbehrt ja nichts, er erhält ja alles von selbst!!

Ganz anders aber ist es in Wirklichkeit: da steht der Mensch gewissermaassen einem Herrn gegenüber, dessen Peitsche beständig über seinem Rücken schwebt, der seine Existenz in Händen hat und frei darüber verfügt, nach eigener Laune, nach eigenem Gutdünken: dieser Herr ist die Natur. Was ist da begreiflicher, als dass er dieser beherrschenden Natur möglichst wenig Anlass geben will, ihre ihm schädlichen Funktionen auszuüben? Als dass er diesen schädlichen Theil der Natur zum Gott, oder vielmehr zu Göttern macht, zu bösen Göttern, die er mit Opfer und Gebet, zu versöhnen sucht? Denn freilich, wenn er einmal aus Furcht sich schädliche Götter gebildet hat, dann wird er auch das, was den Schaden dieser bösen Götter wieder ausgleicht, für das Werk guter Mächte halten, dann — aber erst dann — wird er sich auch den guten Theil der Natur vergöttern.

Diese ganze Betrachtung zwingt uns anzunehmen, dass die Furcht zuerst Götter gebildet hat, und nicht nur zuerst — denn das giebt auch Feuerbach zu — sondern allein. Das soll nicht heissen, dass nicht auch der Dankbarkeit eine Rolle in der Glaubensbildung zufiele, sondern dass die Dankbarkeit an und für sich nie einen Menschen bewogen hätte, die freundlichen Naturmächte zu verehren. Sie kann nicht ohne die Furcht Götter bilden. Wohl aber kann das die Furcht ohne die Dankbarkeit. — Und die Wirklichkeit bestätigt diese Behauptung: denn 1. giebt es viele wilde Stämme, die reine Teufels-Anbeter sind — die Patagonier z. B. — 2. aber ist es ein durch alle Religionen durchgehender Zug, dass man dem bösen Prinzip mehr Verehrung entgegenbringt als dem guten. Viele wilden Völker — wie die Gaboon-Neger — haben wohl auch gute Götter, denken aber nicht daran, diesen irgend welchen Kult darzubringen. Die vielen blutigen Menschenopfer sind ja meist dazu gefallen, irgend einen erzürnten Gott zu versöhnen: weil eine zornige Gottheit nur dem Volke den Sieg versprach, das seinen König aufopferte, weihte sich Kodrus freiwillig dem Tod; als Sühneopfer fielen die beiden Decier; und Jehovas Zorn über die Schlechtigkeit der Menschen legte sich erst, als sein eigener Sohn den Kreuzestod starb.

Charakteristisch ist es auch, dass eine so durchgeistigte Religion wie die christliche, neben Gott noch immer die Existenz eines Teufels angenommen hat. Und ich gehe wohl nicht zu weit, wenn ich behaupte, dass der gewöhnliche Christ seit 1800 Jahren diesen Teufel zum mindesten ebenso sehr fürchtet, als er den guten Gott liebt.

Nach allem Gesagten muss ich nothwendig im Gegensatz zu Feuerbach der Furcht nicht nur zeitlich, sondern auch dem Werthe nach die erste Stelle in der Götterbildung einräumen. Und diese Annahme wird auch noch durch anderes befestigt und als richtig bewiesen.

## II.

Wenn wirklich die Furcht der Hauptgrund der Götterbildung ist, so müssen wir nothwendig unter den fossilen Religionen oder unter den Göttern der niedersten heute lebenden Völker Beweise dafür finden können. Und wir

finden sie — wenn auch aus bestimmten Gründen, die ich gleich erörtern werde, nicht so zahlreich als man annehmen könnte.

Was war der phönizische Moloch anders als das verheerende Feuer, als der Blitz? Ihn hatte sicher die Furcht geschaffen — und er war der Hauptgott der Phönizier. Und Aschera neben ihm war nothwendig auch ein Kind der Furcht. Darauf deutet schon ihr Kult: denn Götter, denen man Menschenopfer, und zwar die eigenen Töchter und Söhne darbringt, müssen nothwendig Wesen sein, vor denen man sich fürchtet. Was war schliesslich der jüdische Jehova anderes als die schädliche Naturkraft, die man versöhnen muss, da ihm ja alle Erstgeburt verfallen war und ist und bis zum heutigen Tage gelöst werden muss?

Galitschu, der einzige Gott der Patagonier ist, wie schon erwähnt, eine rein böse Macht; die Kongo-Neger verehren nur die Schlange, die Aegypter beteten zum Krokodil. Ueberhaupt ist der ganze, unter den wilden Stämmen so verbreitete Thierkult ein schlagender Beweis für den übermächtigen Einfluss der Furcht. Und wenn andere in Löwen und Hyänen die Geister ihrer Ahnen verehren, so rührt das daher, dass diese Thiere die Eltern und Voreltern der Gläubigen sammt ihren Geistern aufgefressen haben und dadurch Verkörperungen dieser Geister geworden sind.

Es ist übrigens bemerkenswerth, wie eine Reminiscenz an die Thierfurcht und Thierverehrung der Vorzeit tief unter der Herrschaft des Christenthums — allerdings unter einer grotesken Form — wieder erwachte: ich meine in den Thier-Prozessen und -Exkommunikationen des 15. Jahrhunderts. So verbrannte man 1474 auf dem Kohlenberg bei Basel unter feierlichem Gepränge einen Hahn, weil er überführt war, ein Ei gelegt zu haben. (!) In dem Hahne stak der Teufel; und aus dem Ei wäre sicherlich der scheussliche Basilisk hervorgegangen, vor dem die Christenheit zitterte. Dazu enthielt es auch noch alle die Substanzen, die zu der gefährlichen Hexensalbe nothwendig waren, mittels deren alte Weiber sich in Thiere verwandeln und auf Buhlschaften ausfliegen.

Doch das nur nebenbei. — Ein weiterer Beweis dafür, wie sehr die Furcht bei der Götterbildung vorwiegt, liegt in dem Umstand, auf den ich oben schon hingewiesen habe, dass nämlich eine ganze Anzahl wilder Völker wohl bereits auch gute Mächte zu Göttern erhoben haben, aber nicht daran denken sie zu verehren: die Gaboon-Neger beten nur zu ihrem bösen Geiste, obwohl sie auch einen guten Gott haben; die Madagasken verehren den schädlichen Niang, kümmern sich aber durchaus nicht um den nützlichen Zamhor; die Jezidis am Phrat feiern und preisen ihren Satan — der segenbringende Gott ist ihnen gleichgültig.

Aber man hat ja gar nicht nöthig, um diesen Beweis zu erbringen, nach Afrika oder Asien zu gehen; in der Christenheit selbst ist es eine durchgehende Erscheinung, dass die meisten Menschen an ihren Gott nur — oder wenigstens vorzugsweise dann denken, wenn dieser Gott ihnen Unglück zugeschiedt hat, sind sie im Glück, so vergessen sie ihn gar zu leicht. . . Und ausserdem — welche Rolle spielte nicht der Teufel im christlichen Glauben vor allem im Mittelalter, wo dieser noch nicht von so vielen Gegnern mit Skepsis und Kritik bekämpft wurde und sich deshalb noch in seiner ganzen Ursprünglichkeit zeigen konnte!

Diese Erscheinungen sind reine Atavismen; wie anders wären sie möglich, wenn nicht in jedem Glauben, in jeder Götterverehrung die Furcht das vorherrschende Prinzip wäre, das man wohl äusserlich in den Hintergrund drängen kann, das im Glauben aber, sobald er sich frei fühlt, immer wieder den Ausschlag giebt.

## III.

Wie kommt es nun aber, dass man so wenige Völker findet, die die bösen Mächte allein verehren? Das hat verschiedene Gründe. Erstlich ist die Furcht als Affekt nicht dauernd, sondern vorübergehend; und auf sie folgt naturgemäss der Rückschlag, die Freude. Auf unseren Gegenstand angewandt heisst das: der zeitliche Abstand zwischen der Bildung böser und guter Götter ist nicht gross; wo eine verderbenbringende Macht gewirkt hat, wirkt ihr auch gleich eine segensbringende entgegen; wo der Blitz gezündet hat, löscht auch gleich der milde Gewitterregen. Auf den ganz rohen Urmenschen übt die Freude noch keinen so tiefen Einfluss aus, dass sie zu einer Götterbildung führen könnte, d. h. sie ist ein viel flüchtigerer Affekt als die Furcht, sie schlägt nicht so tief Wurzel, dass sie dem gegenüber, der sie bereitet hat, als Dankbarkeit subjektiven Ausdruck fände: denn Dankbarkeit ist ursprünglich — ich sage ausdrücklich ursprünglich — ein Selbstaufgeben, eine altruistische Empfindung und als solche der egoistischen reinen Menschennatur widersprechend. So wie die Menschen aber über das Thierische selbst hinaus sind, werden sie auch bereits den nützlichen Theil der Natur vergöttern, aber nicht etwa deshalb, weil sie durch den Fortschritt altruistischer, der Dankbarkeit zugänglicher würden, sondern nur deshalb, weil sie auch diese altruistische Dankbarkeit ihrem Egoismus anzupassen wissen. Doch darauf werde ich später noch einmal eingehen müssen.

Thatsächlich sind ja auch die Patagonier mit ihrem bösen Gotte zu den allerniedersten Stämmen zu zählen, die wir kennen. Alle diejenigen aber, welche bereits den guten Theil der beherrschenden Natur vergöttert haben, sind schon in dem zweiten Stadium angelangt, wo auch die Dankbarkeit im Stande ist, götterbildend zu wirken; sie stehen schon eine Stufe höher.

Zu diesem ersten Grunde kommt ein nach meiner Ansicht schwerwiegender zweiter hinzu: der Mensch hat eine natürliche Scheu davor, das Böse, das ihm Schädliche, beim Namen zu nennen; er ist im Geheimen von der Furcht beherrscht, als könne er dadurch, dass er es nennt, dieses Böse herbeirufen: „Wenn man den Teufel an die Wand malt, so kommt er“, sagt ein bezeichnendes Sprichwort. Und der Christ hat von je eine grosse Aengstlichkeit davor gezeigt, diesen Teufel in den Mund zu nehmen; ist er ja einmal dazu gezwungen, so thut er das in höchst schlauer Weise, indem er in den Namen, den er ihm giebt, zugleich den Schutz vor dem Ungethüm legt — er nennt ihn Gottseibeius.

Das Streben, das Böse nicht bei seinem Namen zu nennen, ist ganz allgemein bei den Menschen verbreitet, und alle Euphemismen sind aus ihm hervorgegangen. (So nennt das Volk den Tod, gewiss etwas Schlimmes, mit Vorliebe „etwas Menschliches“.) Am weitesten entwickelt ist es bei den Griechen, jedenfalls durch den gewaltigen Einfluss ihres Schönheitssinnes unterstützt, weil ja das Böse gewöhnlich auch etwas Unschönes in sich begreift. Für links — weil ja links bekanntlich alles Schlimme liegt — gebraucht der Grieche immer den Ausdruck *aristeros*, von *aristos*, der Beste; also: die beste Seite. Weil der Hellespont stürmisch und gefährlich ist, nennt er ihn stets *pontos euxeinós*, das gastliche Meer.

Weil dieses Streben bei den Griechen so hoch ausgebildet ist, finden wir auch gerade bei ihnen keinen einzigen nur bösen oder schädlichen Gott, obwohl z. B. *Aidoneus*, der Todtengott, obwohl der Donnerer selbst sicher ursprünglich böse Mächte waren. Und die blutigen Rachegöttinnen heisst er fast nie *Erinyen*, sondern immer nur *Eumeniden*, die Wohlwollenden. An dem Beispiel sieht man auch sofort, woher die Scheu vor der Aussprache des schlimmen Namens eigentlich herrührt: es ist die Liebe zum Leben, die Furcht vor der Zerstörung, vor seiner Beeinträchtigung, die sie hervorgebracht hat. Denn — um auf das erste Bei-

spiel zurückzukommen — der Sklave wird sich wohl hüten, seinen Herrn, auch wenn derselbe ihn peinigt, mit dem ihm gebührenden Namen Peiniger zu nennen; dadurch würde er ja sein Loos noch verschlimmern, im Gegentheil, je roher der Herr ist, um so schmeichelnder wird der Sklave sein, um so „schönere“ Worte wird er ihm geben. Und der Gläubige wird den schlimmen Gott des Blitzes, der ihm seine Hütte in Brand steckt, nicht „Zerstörer“ nennen, sondern „Allgütiger“ und „Mitleidiger“; und aus demselben Grunde nennt auch der Grieche die ewig Streitenden, ewig verfolgenden Erinyen, die „Wohlwollenden“.

Der unterdrückte, sklavische Mensch antziipirt in dem Namen, den er seinem Beherrscher giebt, das, was er von ihm haben möchte; er rückt ihm — vielleicht unbewusst — durch die unverdienten guten Epitheta so recht den Unterschied vor Augen zwischen dem, was er ist, und dem, was er sein sollte; er sucht ihm dabei mit Absicht durch die Bezeichnung als Milden, als Wohlwollenden zu schmeicheln, ihn zu versöhnen. Der Sklave möchte, wünscht, dass sein Herr grossmüthig verzeihe; er nennt ihn darum, seinen Wünschen Worte leihend: Grossmüthiger. Der Grieche wünscht, dass die Rache, die Strafe wohlwollend sein Haupt verschone; er nennt deshalb die verkörperte Rache, die Erinyen, die Wohlwollenden.

So erklärt die Liebe zum Dasein, die Furcht vor dem Tode, es ganz natürlich, dass Göttern, die rein böse Mächte sind, ihrem eigenen Wesen entgegengesetzte gute Namen beigelegt werden. Die Namen als das Aeusserliche vererben sich von Geschlecht zu Geschlecht, die Eigenschaften des Gottes aber, die ja ursprünglich diesen Namen widersprachen, wechseln mit der Zeit: sie passen sich allmählig den Namen immer mehr an, bis sie schliesslich mit ihnen übereinstimmen — und aus den bösen Göttern sind gute geworden; die späteren Bekenner dieser Götter sehen in ihnen nur milde, freundliche Mächte, ohne eine Ahnung davon zu haben, dass sie im Laufe der Jahrhunderte gerade das Gegentheil von dem geworden sind, was sie ursprünglich waren. So sehe ich keinen Grund ein, weshalb die Donnergötter gerade als gute Götter sollten betrachtet worden sein; ihre Thätigkeit ist doch mehr wie jede andere dazu geeignet, den Gedanken an eine schlimme, zornige Macht zu erwecken: und doch ist Zeus durchaus kein finsterner Wütherich, und doch war Thor ein menschenfreundlicher, milder Gott. Nur die langsam fortschreitende Assimilirung des Charakters, den man diesen Göttern zuschrieb, mit dem Namen, den man ihnen aus Angst gab, um sie milder zu stimmen, vermag eine ausreichende Erklärung des offbaren Widerspruches zu geben.

Ein weiteres Moment, das geeignet ist, die ursprüngliche Prävalenz der von der Furcht geschaffenen bösen Götter zu verdecken, ist gegeben durch die kombinatorische Thätigkeit des Menschengenies. Man hat früh begonnen, die Naturkräfte, die auf den Menschen wirken, nicht jede für sich zu vergöttern, sondern in gewisse, zusammengehörige Kreise zu sondern, die aber nicht lauter freundliche oder lauter feindliche Mächte in sich fassten, sondern fast immer beide zusammen. Hier ein Beispiel: vor dem Tode fürchtete und fürchtet sich jeder lebenskräftige Mensch; und diese Furcht hat bei fast allen Völkern einen Todtengott, oder besser Todesgott hervorgebracht, dem man opfert, zu dem man betet. Und weil die Leichname, sei es durch Begräbniss, sei es durch die Verwesung, doch binnen Kurzem der Erde einverleibt werden, so hat man noch immer mit Vorliebe das Reich dieses Todesgottes in's Innere der Erde verlegt: so schufen die Griechen ihren Hades. Aber die Erde birgt in sich nicht nur die Gebeine der Todten, sie trägt auch Schätze in ihrem Schoosse: So wurde aus dem Beherrscher des Todtenreichs zugleich der Reichthumspender — aus Hades wurde Pluton. Das ist noch eines der einfachsten Beispiele. Aber in derselben Weise kombinirte man durch Assoziationen nach und nach

die entlegensten Dinge, die nur noch in der allerlosesten Verbindung mit einander standen, man kam vom Hundertsten in's Tausendste — man erhielt so allmählig Götter mit Eigenschaften, die mit den ihnen anfänglich eigenen Namen kaum noch oder überhaupt keinen Zusammenhang mehr hatten. Und wie will man da noch bestimmen, ob die Furcht die Empfindung war, die den Gott geschaffen hat?

Aus den angeführten Gründen geht nach meiner Meinung mit aller Sicherheit hervor, dass von Anfang an eine Menge Umstände mitwirkten, von denen jeder für sich schon genügte, die reinen Produkte der Furcht scheinbar in solche der Dankbarkeit zu verwandeln, oder wenigstens in Zwitterdinge, Zwittergötter, an denen nicht mehr zu unterscheiden ist, ob sie von dem einen oder dem anderen Gefühle abzuleiten sind.

## IV.

Ich glaube im Vorstehenden den Beweis dafür erbracht zu haben, dass die Furcht als die eigentliche Wurzel des Glaubens anzusehen ist, die Dankbarkeit dagegen der Zeit wie der Bedeutung nach als sekundäre Wurzel. Der tiefste, der Urgrund, sind sie aber beide nicht, sondern das, aus dem sie alle zwei selbst hervorgegangen sind: der menschliche Egoismus.

Furcht und Dankbarkeit sind im Grunde beides Gefühle ganz derselben Art: Furcht sowohl wie Dankbarkeit sind die Empfindung einer Abhängigkeit: Furcht, von einer Macht, die nimmt, Dankbarkeit von einer Macht, die giebt. Wenn ich nun die Macht, die mir nimmt, zum Gott erhebe, was thue ich damit anderes, als dass ich mich ihr, der Uebermacht des Aeusseren, zu entwinden oder wenigstens ihre mir schädliche Wirkung zu hemmen suche? (Denn als dem Schwächeren stehen mir, um dies Ziel zu erreichen, nur die Mittel des Schwächeren zur Verfügung: Hinterlist, Schmeichelei, d. h. Vergötterung, Gebet, Opfer.) Befreiung, Loslösung meines Ich von den beherrschenden Naturkräften ist also der eigentliche Zweck dieser Götterbildung. Mein Egoismus ist demnach der Schöpfer des bösen Gottes. Wie ist es aber mit der Dankbarkeit, dem Gefühl der Abhängigkeit von einer Macht, die giebt? Ist auch sie aus dem Egoismus entsprungen? Ich habe ja vorhin selbst gesagt, dass sie altruistisch, ursprünglich altruistisch ist, und in Wahrheit, die Dankbarkeit ist ein Aufgeben, ein Aufopfern der eigenen Persönlichkeit zu Gunsten einer anderen. Das bleibt sie auch, so lange diese andere Persönlichkeit mir gleichgestellt ist, so lange das Gute, für das ich ihr dankbar bin, nicht zum zweiten Mal erwiesen zu werden braucht. Ist sie aber eine Macht, die mich in Händen hat, die stärker ist als ich, und erhebe ich sie zum Gotte — was dann? Was drücke ich mit dieser Vergötterung aus? Doch nur, dass ich die Handlungen, die mir angenehm sind, in Permanenz erklärt wissen will: denn wenn der neugeschaffene Gott ein Gott bleiben soll, so muss ich zu ihm beten, muss ich ihm opfern; und der Zweck dieses Gebets, dieses Opfers? Sie sollen mir die Gunst meines Gottes erhalten, sollen ihn weiter veranlassen, mich gnädigst im Auge zu behalten. Und das ist der reine Egoismus. \*) In ihm also haben wir die Urquelle

\*) Aber es ist ein anderer Egoismus wie vorhin: ich will mich der Göttermacht nicht entziehen, sondern ich suche ihre übermenschlichen Kräfte — auch diesmal durch die Mittel des Sklaven, durch unterwürfiges Betragen, durch Schmeichelei — für mich zu gewinnen, mir unterthänig zu machen, zur Sicherung meiner Person, zur Förderung meiner Interessen auszubeuten. Welche von beiden Aeusserungen des Egoismus, ob Furcht, ob Dankbarkeit, ob böse oder gute Götter höher zu stellen — das ist danach wohl keine Frage. Jenes ist der natürliche, berechnete Egoismus der Liebe zum Leben, dieses der spekulierende, nimmersatte Egoismus des Ausbeuters. Es ist gründliches Verkennen des eigenen Nutzens, wenn eine Religion, wie die christliche, immer und

des Glaubens zu suchen. Und hier zeigt es sich auf's Neue, dass wirklich die Furcht zuerst die Götter geschaffen hat: denn es ist doch die nächstliegende, die instinktive Aeussierung des menschlichen Egoismus, dass er sich einer Uebermacht, die ihm gefährlich zu werden droht, zu entziehen sucht; erst später, erst wenn er durch Erfahrung gewitzigt ist, kann er doch darauf verfallen, die Macht, die den Menschen beherrscht, für sich zu benutzen, wie es der Glaube an gute Götter thut.

Strassburg.

Arthur Jacobi.

## Anarchismus — Sozialismus.

Von Gustav Landauer in Pankow.

Herr Kuroff hat gesprochen! Er hat in der letzten Nummer des „Soz. Akad.“ bewiesen, dass der Anarchismus keine Richtung des Sozialismus ist. Er hat uns sogar gezeigt, dass dieser Beweis eine sehr einfache Sache sei, eigentlich das Ei des Columbus; es bedarf dazu nur der Anwendung des bewährten Rechengrundsatzes: Setz X für U!

Genau das hat Herr Kuroff gethan. Herr Hamon hatte untersucht, ob der Anarchismus eine Richtung des Sozialismus sei, ob man den ersten Begriff unter den zweiten subsumiren könne. Ist x ein Theil von a? So lautete die Frage.

Wie beantwortet sie Herr Kuroff?

Keineswegs, sagt er, — u ist durchaus kein Theil von b!

Für Nichtlogiker gesprochen (denn ich möchte ja schliesslich auch Herrn Kuroff selbst überzeugen) — Herr Kuroff definirt die beiden Begriffe anders als es Herr Hamon gethan hat, anders auch, als es alle anderen Menschen thun — und dann ist es für ihn natürlich ein Kinderspiel, zu beweisen, dass die Begriffe, die er selbst aus eigener schöpferischer Kraft und dichterischer Phantasie heraus mit möglichst entgegengesetzten Attributen ausgestattet hat, nicht das Mindeste gemein haben. Herr Kuroff befolgt also die berühmte Methode, eigenhändig die Puppe, die er erschlagen will, zurechtzumachen, ihr den Kopf recht wacklig auf den Hals zu setzen, dann sehr weit auszuholen und plumbs! so führ' ich meine Klinge! da liegt der Kopf!

Die Art, wie Hamon vorgegangen war, sticht dagegen sehr vortheilhaft ab. Er hatte nämlich kalt und leidenschaftslos lediglich beschrieben und Dokumente vorgeführt. Er hatte bewiesen, dass dieser Sozialist das sagte, und jener Anarchist das, er hatte die Beispiele gehäuft und schliesslich auf induktivem Weg gezeigt, dass Anarchisten und Sozialisten sich selbst darüber einig wären, Gemeinsames zu wollen.

Mit solcher Wahrscheinlichkeitsrechnung ist aber Herr Kuroff nicht beizukommen. Er nennt all das, was in seine Konstruktion nicht passt, „verworrene Vorstellungen“, so z. B. die Taktik und die Meinungen von Tom Mann und Keir Hardie, er beweist und zieht Schlüsse; wir kommen also mit den bescheidenen Thatsachen Hamons nicht mehr aus. Wir müssen uns auf Kuroffs Seitänzergebiet der deduzirenden Sprach-

immer wieder darauf pocht, dass ihr Gott ein „Gott der Liebe“, ein freundlicher, milder Gott ist; denn wir sind gezwungen anzunehmen, dass, je mehr ein Gott guter Gott ist, um so deutlicher der bewusste, die Macht dieses Gottes für sich benutzende Egoismus in seinem Kult in den Vordergrund tritt; der höchst entwickelte, der gütigste, reinste, geistigste Gott muss der Gegenstand der egoistischsten, niedersten Verehrung sein, der Glaube an ihn auch der Egoismus in seiner höchsten Potenz.

verwirrung begeben; wir müssen ihm beweisen, dass er Trugschlüsse macht und dass er seine formal richtigen Schlüsse aus falschen Voraussetzungen ableitet.

Wenn ich hier von deduzirender Sprachverwirrung geredet habe, so geht das selbstverständlich nicht im Entferntesten gegen die deduktive Methode, sondern lediglich gegen das unsagbar billige Unternehmen, mit Hilfe der Unvollkommenheit der menschlichen, und speziell der Kuroffschen Sprache aus Worten, die nur scheinbare Gegensätze sind, oder aus Worten, die nur scheinbar in jedem Fall dasselbe bedeuten, Unvereinbarkeiten demonstrieren zu wollen.

Ein Beispiel für Herrn Kuroffs logische Methode sei der folgende Dialog zwischen Herrn Maier und Herrn Müller.

Maier: Wir verfolgen entschieden verwandte Bestrebungen.

Müller: Ih, Gott bewahre, im Gegentheile! Wir stehen uns ferner als Herr Stöcker der Sozialdemokratie.

Maier: Nann . . . .

Müller: Ich beweise dir das in einer halben Minute. Du willst den Reichthum abschaffen?

Maier: Gewiss!

Müller: Siehst du wohl! Ich will das Gegentheile. Ich will die Armuth abschaffen!

Maier: Na, ich doch auch!

Müller-Kuroff: Widersinn! Reine *Contradictio in adjecto*! „Demnach erübrigt sich schon hier jede weitere Erörterung dieser begrifflichen Ungeheuerlichkeiten.“

Lassen wir indessen Herrn Müller und beschäftigen wir uns etwas eingehender mit Herrn Kuroff.

Nach ihm bedeutet Sozialismus einen Gesellschaftszustand, worin die Produktionsmittel zum Gemeineigenthum des gesammten Volkes gemacht werden.

Meinetwegen, zugegeben!

Er schliesst daraus, da jedes Eigenthum einen Herrn haben müsse, dass das ganze Volk Herr dieses Eigenthums sei.

Wie aber schliesst Herr Kuroff nunmehr weiter?

„Demnach würde beim gemeinschaftlichen Eigenthum die Gemeinschaft als ‚Herrin‘ den einzelnen Individuen, wenn sie will, mindestens gewisse bindende Schranken . . . setzen.“

Ist das nun nicht ein veritabler Trugschluss? Wird da nicht ein perverses Akrobatenkunststück mit dem vagen Wort „Gemeinschaft“ getrieben? Sowie diese sogenannte Gemeinschaft etwas anderes ist als die Summe aller Individuen, sowie sie Massregeln ergreift gegen einzelne Individuen, ist sie doch nicht mehr das ganze Volk.

Herr Kuroff setzt also im Handumdrehen, ohne dass wir es merken sollen, an die Stelle der Herrschaft des ganzen Volkes über Sachen (Gemeineigenthum) die Herrschaft der Mehrheit des Volkes über Personen; an die Stelle des umfassenden Begriffes Sozialismus den engeren Begriff des demokratischen Sozialismus, an die Stelle des Volkes — Summe von Individuen das Majuskel Fraktur, den autoritären, abstrakten Begriff. Seiner eigenen, brauchbaren Definition nach umfasst der Sozialismus alle möglichen Richtungen; nach einigen, scheinbar harmlosen Gliederverrenkungen macht er aber den Staatssozialismus daraus, und thut dann so, als ob es überhaupt keinen anderen Sozialismus gäbe als den demokratischen sozialistischen Staat.

Nunmehr fällt es ihm freilich leicht, zu beweisen, dass mit dem — Staatssozialismus der Anarchismus herzlich wenig gemein hat. Die These, die Herr Kuroff

also in Wahrheit aufstellt, lautet, nachdem wir sie von allen Verkleidungen befreit haben: Der Staatssozialismus ist der einzige Sozialismus — und Herr Kuroff ist sein Prophet.

Aber damit noch nicht genug; noch viel schlimmere Verzerrungen muss sich der Anarchismus gefallen lassen, obwohl es nunmehr thatsächlich gar nicht mehr nöthig gewesen wäre.

Anarchismus bedeutet nach Herrn Kuroff lediglich die konsequente Durchführung des Gedankens der absoluten individuellen Freiheit. Das ist zwar schon gleich grundfalsch, denn vom Absoluten, was so ziemlich mit dem Dogmatischen identisch ist, wollen wir Anarchisten nichts wissen. Aber ich glaube, es schadet nichts, wenn ich es aus Bequemlichkeit vorerst zugebe. Dazu bemerkt Herr Kuroff: „Das ist die Freiheit, welche zutreffend als allgemeine Raubthierfreiheit charakterisirt worden ist.“ Wir wollen nun doch einmal sehen, was aus diesen beiden Prämissen mit Hülfe des abgekürzten Syllogismus folgt:

Anarchismus = absolute individuelle Freiheit.

Absolute individuelle Freiheit = allgemeine Raubthierfreiheit.

Folglich: alle Individuen = Raubthieren.

Vielleicht verwahrt sich indessen Herr Kuroff dagegen, dass ich hinter dem Wort „allgemein“ einen Sinn gesucht habe; er versichert vielleicht, das habe weiter nichts auf sich. Dann aber wird die Sache noch schlimmer. Denn wenn es nur verhältnissmässig wenige Bestien in der von ihm konstruirten Anarchie gäbe — was sollte denn die andern „absolut freien Individuen“ hindern, diese auf die zweckmässigste Art unschädlich zu machen?

Was? Naive Frage, die ich stelle! Im Kuroffschen „Anarchismus“ ist eine solche Abwehr doch nicht — erlaubt! Er fährt ausdrücklich fort: „Daraus folgt, **dass jede Zügellosigkeit gestattet werden muss!**“

Herr Kuroff, kommen Sie zu sich! Sie sprechen von „absolut freien Individuen“ und diese **müssen** jede Zügellosigkeit gestatten?! Wenn sie sie nun aber nicht gestatten? Wenn sie der Meinung sind, ihre Freiheit bestehe darin, Uebergriffe nicht zu dulden? Wenn sie sich zu diesem Zweck freiwillig, nach Konventionalregeln, verbünden? Und wenn gerade die Freiheit Aller schon von vorne herein die Einzelnen von dem verwegenen Schritt abhielte, sich Uebergriffe zu erlauben? Wenn die Menschen keine Raubthiere wären, sondern vernünftige Nachbarn, die sich freiwillig mit einander verständigen? Was dann? Ja dann . . . dann wären es eben keine Kuroffschen Anarchisten, und von solchen ist ja bei Herrn Kuroff nur die Rede.

Gehen wir weiter. Die Anarchisten wollen keine Herrschaft; jedes Eigenthum muss aber einen Herrn haben; folglich — so sagt der Patriarch — kennen die Anarchisten weder Gemeineigenthum noch Privateigenthum. Unter Privateigenthum versteht Herr Kuroff das „Eigenthum an Genusmitteln“ (im Gegensatz zum Gemeineigenthum an Produktionsmitteln); Herr Kuroff hat also bewiesen, dass die absolut freien Individuen in der Anarchie noch nicht einmal das Recht haben, ein Butterbrot zu essen; denn — das wäre ja Privateigenthum, also Herrschaft!

Diesen lieblichen Schluss zieht Herr Kuroff auf die einfachste Weise: er spielt Fangball mit dem Worte Herrschaft. Weil wir keine Herrschaft von Menschen über Menschen wollen, macht er das Publikum glauben, wir wollten auch keine Herrschaft der verbündeten Menschen über die Sachen, über die Natur im allerweitesten Sinn. Gerade das aber wollen wir!

Mit solchen Begriffsspielereien will Herr Kuroff auch glauben machen, Gemeineigentum und Herrenlosigkeit der Güter seien unvereinbare Gegensätze. In der That aber sind es nur zwei verschiedene Ausdrücke für denselben Zustand. Wenn alle Produktionsmittel allen gehören, d. h. allen zugänglich sein sollen, dann hat Keiner ein besonderes Anrecht an dieselben; und diese Abwesenheit des besonderen, des privilegierten, staatlich oder sonstwie geschützten Anrechts wird mit Herrenlosigkeit gemeint.

Nachdem in solcher Weise der kommunistische Anarchismus von Herrn Kuroff vernichtet und der kollektivistische verschwiegen worden ist, bleibt für ihn nur noch der individualistische — „des Eigenthums gänzlich entbehrende“ Anarchismus übrig.

Herr Kuroff, Herr Kuroff, was haben Sie gemacht! Gerade der „individualistische“ Anarchismus, dessen Hauptvertreter B. Tucker und J. H. Mackay sind, tritt sogar für das Privateigentum, nicht nur an den Genussmitteln, sondern auch an den Produktionsmitteln ein!

Höchst ergötzlich ist es im ferneren Verlauf von Kuroffs Artikel, wie dargethan wird, dass in der anarchistischen Gesellschaft der Kleinbetrieb, die Hausindustrie und der zwerghafte Handwerksbetrieb, und daher die Aermlichkeit, Noth und erdrückende Arbeitslast herrsche . . . . pardon, Herrschaft giebt es ja nicht, also . . . . walte.

Dies folgt aus der ebenso einfachen wie falschen Prämisse, der Anarchist „dürfe“ sich kraft seines Prinzips nicht organisiren, er „müsse“ daher auf Arbeitstheilung und Grossbetrieb verzichten, und damit sei die grosse Maschinenbau-Industrie unmöglich gemacht!

Ist es nöthig, zur Widerlegung dieser Trugschlüsse noch einmal zu sagen, dass der Anarchist alles darf, was er für zweckmässig hält, dass er sich darum selbstverständlich immer dann organisirt, d. h. freiwillig verbündet, wenn es seinen Interessen dient — und dass er gerade darum ein Sozialist ist, weil der Sozialismus, die Gemeinsamkeit in den gemeinsamen Dingen, vor Allem in der Produktion und Vertheilung der Güter, die Grundlage bildet, bilden muss, auf der die Freiheit der Individuen erst erwachsen kann? Es giebt eben, wenn das auch Herrn Kuroff bis zum heutigen Tag unbekannt geblieben ist, nicht bloss einen Zwangssozialismus, sondern auch einen freien Sozialismus. Wir Anarchisten sind Sozialisten — allesammt, ich rechne selbst die Individualisten, die sich auch Mutualisten nennen, dazu — weil wir uns ohne Gegenseitigkeit, Gemeinsamkeit, Solidarität, Verbrüderung, Sozialismus oder wie man es immer nennen will, ein freies Ausleben Aller, eine Entfaltung jeder einzelnen Persönlichkeit überhaupt nicht denken können.

Es ist hier, wo es sich nur um eine Beleuchtung und Widerlegung der Kuroffschen Begriffsfabrikate handelt, nicht die Gelegenheit, die eigentlichen Gegensätze des Staatssozialismus, der Sozialdemokratie einerseits und des zwanglosen Sozialismus, der Anarchie andererseits darzuthun; hier kam es nur darauf an, zu zeigen, dass beide, Zwangssozialismus und Anarchismus, thatsächlich dem gemeinsamen Begriff: Sozialismus angehören. Nur um die Einrichtung der von Herrn Kuroff gewaltsam verrenkten Logik kam es mir an; ob der Anarchismus recht hat, ist damit weder entschieden noch auch nur berührt. Dass aber Herr Kuroff unrecht hat, das glaube ich gezeigt zu haben.

## Epigramme.

### Zielbewusst.

Will ich des Kirchthurms Spitze gewinnen,  
Darf ich mich nicht zu lange besinnen.  
Nicht wird sie zu mir sich herunterneigen.  
D'rum muss ich die Treppen weiter steigen.

Ein Anderer.

Ich warte auf den Luftballon  
Der mich nach oben trägt.  
Dazwischen schau ich voller Hohn,  
Wie ein Andrer Leitern schlägt.

### Ein Uebermensch.

Er bläht sich über Alle hinaus,  
Die Andern sind ihm Luft,  
Und ist doch bei allem Saus und Braus  
Nur ein ganz gewöhnlicher Schuft.

Replik.

Er sei kein ganz gewöhnlicher Schuft?  
Du liebst wohl auch einen starken Duft.  
Doch überbrück' ich gern die Kluff:  
Er ist ein aussergewöhnlicher Schuft.

### Einem Renegaten.

Des Mannes Zier, Bescheidenheit,  
Das ist bei dir vergessen.  
Du hast dir selbst dein Ehrenkleid  
Recht reichlich zugemessen.  
Und doch ist von der edlen Zier  
Dir noch etwas beschieden:  
Dein Selbstgefühl, so scheint es mir,  
Mit wenigem ist zufrieden.

### Orthodoxe.

Die spassigsten Leute auf der Welt  
Sind mir die Orthodoxen.  
Sie kennen nur ihr eig'nes Feld,  
Sonst steh'n sie wie die Ochsen.  
Und Orthodoxe giebt's mancherlei.  
Jeder schwört auf seine Propheten.  
Sie machen allzeit viel Geschrei  
Und halten grosse Reden.  
Und nimmst du der Reden Kern heraus,  
Ist's allzumal das Gleiche:  
Ein Jeder kennt nur das eig'ne Haus,  
Macht's gern zum ganzen Reiche.

Antwort.

Schilt mir die Orthodoxen nicht!  
Sie haben wohl ihren Zweck.  
Ohne sie lief jeder dumme Wicht  
Ueber tausend Wahrheiten weg.

**Wahrheit.**

„Der Kerl ist nicht deine Wahrheit werth,  
Lüg' nur mit keckem Gewissen!“  
Aber ich bin meine Wahrheit werth  
Will nichts vom Lügen wissen.

Berlin.

Ernst Hardek.

## **Die politische und die gewerkschaftliche Bewegung in der deutschen Sozialdemokratie.**

Von Gustav Kessler in Berlin.

Die gewerkschaftliche Bewegung hat den Zweck, auf dem Boden der heutigen Wirtschaftsordnung und der gegebenen thatsächlichen Zustände, des Standes der ökonomischen Entwicklung und der geltenden Gesetzgebung, die Lohn- und Arbeitsbedingungen der Arbeiter zu verbessern und die Wahrung ihrer Gesundheit, Sittlichkeit und wirtschaftlichen Lage zu gewährleisten. Ich weiss, dass man in manchen Kreisen gerne von einem „ökonomischen“ Kampf durch die Gewerkschaften spricht zur Erringung der „ökonomischen Macht“. Ich weiss aber nicht recht, was ich mir darunter denken soll. Die ökonomische Macht ist an den Besitz der Herstellungsmittel gebunden. Wer die Herstellungsmittel, das Kapital, besitzt in der heutigen Ordnung die ökonomische Macht. Zur Erringung der Macht gehörte also die Besitznahme der Herstellungsmittel durch die Arbeiter, ihre Monopolisirung. Das ist aber das Ziel der politischen sozialdemokratischen Bewegung, und meines Erachtens nur durch die politische Bewegung mit Aussicht auf Erfolg zu erstreben. Auf dem Boden der heutigen Ordnung kann es den Arbeiterorganisationen höchstens gelingen, hier und da einen Zipfel des Privateigenthums an den Herstellungsmitteln abzureissen und in den Privatbesitz der Arbeiter-Organisationen, die vielleicht die Form einer Produktivgenossenschaft haben, zu bringen. Mir erscheint es als eine ganz utopistische Anschauung, wenn man meint, in dieser Art könnten die Arbeiter auch nur die Mehrheit des Kapitals und damit die ökonomische Herrschaft erlangen. Die Erfahrungen auf dem Gebiete der Produktivgenossenschaften sind nach dieser Richtung hin durchaus nicht viel versprechend, sondern ich sehe in ihnen die Unmöglichkeit bewiesen, auf diesem Wege jemals zu ökonomischer Macht zu gelangen. Bleibt also nur der Weg gangbar, der durch die politische Macht zur ökonomischen Macht führt. Das ist der Weg, den die Sozialdemokratie als politische Partei eröffnen will.

Ich verwerfe durchaus nicht grundsätzlich die Gründung von Produktivgenossenschaften, wenn ich ihnen aus rein praktischen Gründen auch sehr skeptisch entgegenstehe; sie gehören mir nur zu den unwesentlichen und weniger wirksamen Nebenmitteln der Arbeiterbewegung, die

unter bestimmten Umständen wohl nützen können, aber der Bewegung nicht den Charakter geben, nur zu ihren Mitteln, nicht zu ihren Zielen gehören. Die gewerkschaftliche Bewegung hat nicht das Ziel, den Arbeitern einen kleinen Eigenthumsantheil an dem Gesamtkapital zu eringen, sondern sie gegenüber den auf möglichst hohe Ausnutzung der Arbeiter gerichteten Ansprüchen des Kapitals möglichst widerstandsfähig zu machen.

Die Gewerkschaftsbewegung lässt die Arbeiter in ihrer Klassenstellung als Besitzlose und sucht ihre Lage als Besitzlose zu verbessern. Sie strebt danach, die Ketten der Knechtschaft der Besitzlosen zu erleichtern; sie zu brechen besitzt sie nicht die Macht, das ist nicht ihre Aufgabe.

Weil die gewerkschaftliche Bewegung ihrer Natur nach nur danach strebt, die Arbeiter auf dem Boden der heutigen Ordnung möglichst bequem zu logiren, liegt der Gedanke sehr nahe, dass sie eine eigene Sozialpolitik nicht zu treiben braucht, dass sie nicht nöthig hat, ein festes politisches Ziel zu verfolgen. Sie kann es sehr gut versuchen, in staatsmännischer Art Politik zu treiben. Sie kann da, wo die Arbeiterklasse einen Einfluss auf die Politik als Wähler besitzt, ihre Macht und ihren Einfluss nur mit Rücksicht darauf verwenden, wie damit die augenblickliche Lage der Arbeiter verbessert werden kann. Sie kann also mit den politischen Parteien Handel treiben und für Versprechungen und Hilfeleistungen ihre Hilfe an der Wahlurne verkaufen. In der That ist auch die gewerkschaftliche Bewegung diesen Weg schon oft gegangen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika treiben die Arbeiter noch heute durchaus keine selbstständige Arbeiterpolitik, sondern die gewerkschaftlichen Organisationen „boodeln“ mit den grossen politischen Parteien und hängen sich bald an die eine, bald an die andre. Der alte Trade-Unionismus in England trieb es ebenso und treibt es noch heute so.

Es kann nicht abgestritten werden, dass diese Art der gewerkschaftlichen Bewegung, gestützt auf die freien Institutionen der dortigen Länder, die auch der Arbeiterklasse eine Bewegungsfreiheit lassen, wie sie bei uns noch lange nicht zu erreichen sein wird, erhebliche Erfolge erzielt haben. Es ist ihnen mit Hilfe dieser Politik in gewissen Gewerben gelungen, auf die Lohn- und Arbeitsbedingungen einen maassgebenden Einfluss zu gewinnen und dadurch eine gut bezahlte Arbeiteraristokratie zu schaffen, die lange Zeit in auskömmlichen Verhältnissen lebte, ungemein leistungsfähig wurde und praktisch zeigte, dass bei Menschen wie bei Thieren aus wohlgenährten und deshalb kräftigen, geschulten und ausdauernden Individuen mehr Nutzen zu ziehen ist, als aus schlecht genährten, schwachen und dadurch geistig zurückgebliebenen Personen. Als die Unternehmer sich erst an die Zustände gewöhnt hatten, und so lange die wirthschaftlichen Verhältnisse sie nicht bedrückten, ertrugen sie die gute Lebenshaltung ihrer Arbeiter ohne besondere Schwierigkeit.

Es zeigte sich aber, dass solche nur auf den Vortheil der einzelnen Gewerkschaften gerichtete gewerkschaftliche Sozialpolitik sehr üble

Folgen für die Arbeiterklasse selbst hatte. Sie schuf neben den gut gelohnten gewerkschaftlich organisierten Arbeiter eine Mehrheit von schlecht gelohnten „ungelernten“ Arbeitern, welchen von den organisierten Arbeitern die Verbesserung ihrer Lage sehr erheblich erschwert wurde. Sobald die Gewerkschaften eine gewisse Macht errungen hatten, ergriff sie ein zünftlerischer Geist. Sie sperrten sich ab, um die Konkurrenz und die Arbeitslosigkeit, die sie bringt, von ihrer Körperschaft fern zu halten. Der Eintritt in die Organisation wurde an hohe Abgaben und an allerlei andere Bedingungen geknüpft. So haben in Amerika verschiedene Gewerkschaften neben hohen Eintrittsgeldern die Aufnahmebedingung, dass der Aufzunehmende Bürger der Vereinigten Staaten sein muss. Dadurch schliessen sie alle neu Eingewanderten vom Betriebe des Gewerbes thatsächlich aus; denn sie erlauben nicht, dass ein nichtorganisierter Arbeiter, ein „Aussenstehender“ im Bezirk ihrer Organisation arbeitet. Es wird so eine Besserstellung eines Theiles der Arbeiterklasse auf Kosten der Klassengenossen erreicht. Der wirtschaftliche Kampf wird in die Arbeiterklasse selbst hineingetragen und giebt den besitzenden Klassen ein leichtes Mittel, um die Arbeiter durch die Arbeiter zu bekämpfen. Auch der Vortheil, den man dadurch erlangt, dass die gewerkschaftlichen Arbeiterorganisationen ihre Stimme an die meistbietende Partei verhandeln, wodurch freilich nicht selten erhebliche Verbesserungen des Arbeiterschutzes und des Vereinigungsrechtes der Arbeiter in England und in Amerika erreicht sind, ist nicht immer zu haben. Die letzte Wahlbewegung in Amerika zeigte die Arbeiter durch die aufregenden Fragen, die diesmal zur Entscheidung standen, so gespalten, dass ihnen für ihre Wahlstimmen von keiner Seite Anerbietungen gemacht sind. Die Führer der gewerkschaftlichen Organisationen hatten in den politischen Fragen die Leitung vollkommen verloren. Dazu kommt noch, dass selbst die besten unpolitischen Gewerkschaftsorganisationen in der Krisis, die der Chikagoer Ausstellung folgte, sich machtlos erwiesen und eine sehr erhebliche Herabsetzung der Löhne nicht verhindern konnten.

Immer lauter und eindringlicher erhebt sich deshalb auch in Amerika die Stimme, die die Arbeiter dahin ruft, wo die sozialdemokratische Fahne weht, und sie die Nothwendigkeit lehrt, auch die gewerkschaftlichen Organisationen unter diese Fahne zu stellen, auch den gewerkschaftlichen Kampf auf den Boden des Klassenkampfes zu führen. Die Erkenntniss der Nothwendigkeit des Kampfes um die politische Macht bricht sich Bahn.

In England regt es sich schon lange in den Trade-Unions, die von Hause aus auch ganz unpolitische Organisationen sind. Der neue Trade-Unionismus schliesst sich den politischen Bestrebungen der revolutionären sozialistischen Parteien immer enger an, der Klassenkampf giebt auch dort dem Interessenkampf der gewerkschaftlichen Organisationen höhere Ziele, den Mitgliedern weitere Gesichtspunkte und besseres Verständniss für planmässigen Angriff.

Wir übergangen die sehr zersplitterten französischen gewerkschaftlichen Organisationen. Drückende Gesetze des zweiten Kaiser-

reiches, in Bezug auf das Vereins- und Versammlungsrecht, haben die Vorliebe für kleine Vereine, und ein streberisches Führerthum, das nur im Kleinen sich zur Geltung bringen kann, grossgezogen. Noch heut, nachdem die napoleonischen Gesetze lange beseitigt sind, wirken diese Ursachen nach und verhindern jede Organisation im grösseren Stile.

In Deutschland finden wir am Anfange dieses Jahrhunderts die Handwerksgelesen in „Brüderschaften“ organisirt, die meistens ihren Ursprung auf eine viel frühere Zeit, oft bis in das frühere Mittelalter hinein, zurückführen können. Die „Brüderschaften“ waren in Wirklichkeit Zwangsorganisationen, welchen sich nicht leicht ein Geselle entziehen konnte. Sie belebten eine ungemein fest geschlossene und wirksame gewerkschaftliche Organisation zur Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen und schützten auch sonstige Rechte und Vorrechte der Gewerbsgenossen mit zünftlerischer Ausschliesslichkeit. Sie waren schon deshalb durchaus unpolitisch, weil es damals kaum im gebildeteren Bürgerstande, aber ganz gewiss nicht im Stande der kleineren Handwerksmeister und der Gesellen eine politische Bewegung gab. Die Gewerbe-Ordnung für Preussen vom 17. Januar 1845 verbot den Arbeitern die Vereinigung zur Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen. Die „Brüderschaften“, die zugleich das Kranken- und Unterstützungs-Kassenwesen der Handwerksgelesen regelten, wurden, wenn sie dieses Verbot übertraten, bestraft und aufgelöst. Dies traf z. B. im Jahre 1856 die Gesellschafft der Zimmerer in Berlin, als sie einer Lohnverkürzung durch die Meister sich widersetzen. Erst durch die Gewerbe-Ordnung vom 21. Juni 1869 wurde den gewerblichen Arbeitern Deutschlands das Koalitionsrecht im Norddeutschen Bund wiedergegeben.

Die in Folge der Aufhebung des Koalitionsverbotes sich bildenden gewerkschaftlichen Organisationen fanden in Deutschland den Boden durch die junge sozialdemokratische Bewegung vorbereitet und lehnten sich an diese Bewegung an. So finden wir denn, dass kräftige gewerkschaftliche Organisationen nur da entstanden und sich nur da ausdehnten und entwickelten, wo die Sozialdemokratie schon Fuss gefasst hatte. Ihnen entstanden auch zugleich Gegner in den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen, die auf freisinnig-manchesterlichem Boden organisirt waren, um die Arbeiter, die bis dahin die Hauptstützen der „Fortschritts-partei“ gewesen waren und nun in Massen zur Sozialdemokratie desertirten, festzuhalten.

Die gewerkschaftliche Organisation der sozialdemokratischen Arbeiter sah sich sofort bei ihrem Entstehen in einen Prinzipienkampf mit diesen fortschrittlichen Gewerkschaften verwickelt, der zur Klärung und Festigung der Grundsätze, der oft sogenannten „modernen Arbeiterbewegung“ beitrug. Dieser Name ist nur ein Verkleidungswort für sozialdemokratische Arbeiterbewegung, es bezeichnet eben eine Arbeiterbewegung, die auf dem Boden des Klassenkampfes steht, die den grundsätzlichen Gegensatz zwischen den Interessen der besitzlosen Klasse und der Klasse der Besitzenden erkannt hat, und die weiss, dass man von Seiten der Besitzenden ihr nur das, und nur soviel von Rechten

geben und nur soviel Entgegenkommen zeigen wird, als sie durch Kampf und Macht der Organisation erringen und festhalten kann.

Es ist ganz selbstverständlich, dass auch bei uns der Gedanke vielfach wiederkehren musste, die nur auf Verbesserung der Lage der Arbeiter gerichtete gewerkschaftliche Bewegung habe eigentlich mit der politischen Anschauung gar nichts zu thun. Es handele sich in dieser Bewegung doch nur um höheren Lohn, kürzere Arbeitszeit und bessere Behandlung. Jeder denkende Arbeiter, welcher Partei er auch angehöre, müsse diese Ziele verfolgen und mit allen anderen Arbeitern, die dieselben Ziele verfolgen, dabei einig sein, mit ihnen zusammengehen, sie unterstützen. Das ist in der Theorie durchaus richtig und es ist auch öfters vorgekommen, dass in einzelnen Fällen die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine mit den sozialdemokratischen Organisationen zusammengegangen sind, das kommt noch heut vor und wird auch in Zukunft nicht ganz ausgeschlossen sein. In der Regel zeigt sich aber ein solches Zusammengehen bei der grossen Verschiedenheit der Grundsätze, die zugleich die Taktik bedingen, durchaus ausgeschlossen, und alle Versuche, die gewerkschaftliche Bewegung ohne Rücksicht auf die Parteizugehörigkeit der Arbeiter zu organisiren, sind auch bei uns gescheitert an diesen unüberbrückbaren Gegensätzen.

Der Verband der Zimmerer wurde 1883 auf dem unpolitischen Standpunkte gegründet. In den Vorstand wurde ein Sozialdemokrat, ein Hirsch-Dunckerscher Gewerkschaftler, ein Antisemit und noch einige Männer ähnlicher sozialer Schattirungen gewählt. Es zeigte sich bald, dass ein Zusammenarbeiten nicht möglich war. Es kam zum Krach und der Verband musste auf anderer Grundlage reorganisirt werden, nachdem grosser Schaden angerichtet war. Im Verbands deutscher Buchdrucker schien es, als ob solche „unpolitische“ Vereinigungen bestehen könnte; doch der Zwiespalt, der augenblicklich über die Taktik der Leiter des Verbandes herrscht, hat eine tiefgehende Spaltung verursacht. Die Organisation hängt nur noch durch die Unterstützungskassen zusammen und ist zu jeder sonstigen Aktion unfähig geworden. Dabei muss die Fiktion in der Mehrzahl der deutschen gewerkschaftlichen Organisationen aufrecht erhalten werden, dass sie vollkommen unpolitische Vereine wären. Das verlangt die Vereinsgesetzgebung, wie sie in den hauptsächlichsten Staaten des deutschen Reiches heut in Giltigkeit ist.

Diese Vereinsgesetze verbieten in Preussen, Bayern, Sachsen, Baden, Hessen, Braunschweig und anderen kleineren Staaten, dass Vereine, die bezwecken, politische Angelegenheiten in Versammlungen zu erörtern, oder in einigen Staaten sogar schon solche, deren Zweck sich auf öffentliche Angelegenheiten erstreckt, mit ähnlichen Vereinen irgendwie in Verbindung treten. Dabei ist der Begriff „politische Angelegenheiten“ oder „öffentliche Angelegenheiten“ durch die Rechtsprechung so weit ausgedehnt, dass er eigentlich Alles umfasst, was nicht eine durchaus konkrete Lohnforderung zwischen Arbeiter und Unternehmer ist, was auch nur in irgend einer Beziehung über das reine Privatrechtliche hinausgeht oder im Laufe der Verfolgung des Zweckes darüber hinausgehen könnte.

Um das Maass der Rechtsunsicherheit voll zu machen ist noch der bekannte Ausspruch des Terenz, Adelphi 5, 3: „Duo quum idem faciunt, . . . hoc licet impune facere huic, illi non licet“, vom Ministerische als Rechtsgrundsatz aufgestellt, nach dem dann auch Polizei und Staatsanwaltschaften und leider oft auch Richter arbeiten.

Wie sehr eine solche Polizei- und Rechtspraxis die gewerkschaftliche Organisation erschwert, die weder in der Agitation noch im Ausüben ihres Zweckes, die Lage der Arbeiter auf dem Boden der heutigen Ordnung zu verbessern, sich der „politischen Angelegenheiten“ enthalten kann, und die auch nothwendigerweise die einzelnen Gruppen der Arbeiter mit einander in Verbindung bringen muss, um sich gegenseitig zu unterstützen, wenn es einen Kampf gegen die Unternehmer durchzuführen gilt, ist leicht ersichtlich.

Wir wollen hier nur kurz erwähnen, dass es hauptsächlich zwei Methoden giebt, nach welchen die Arbeiter versuchen, sich den Bedingungen der deutschen Vereinsgesetze mit der gewerkschaftlichen Organisation anzupassen: Sie vermeiden entweder in den einzelnen Organisationen, so weit es irgend geht, die Berührung politischer Gegenstände und schliessen nun diese als unpolitisch angenommenen Vereine zu „Verbänden“ zusammen, oder sie gründen politische „Fachvereine“ zum Aufklären und Zusammenhalten der Arbeiter und setzen neben diese Vereine, die dann eigentlich nur Schulen für den Kampf und für die politische Bildung sind, besondere, von den Vereinen ganz unabhängige Organisationen als unpolitische kleinere Körperschaften von Vertrauensmännern, die die Zentralisation zum Lohnkampf besorgen. Beide Formen haben ihre Vortheile und ihre Nachtheile und sind nicht für alle Fälle gleich gut verwendbar.

Diese rechtlichen Zustände haben es bewirkt, dass die gewerkschaftliche Bewegung, auch diejenige, die durchaus auf sozialdemokratischer Grundlage steht, sich von der politischen Bewegung vollkommen getrennt hat. Ein anderer Grund zur Trennung liegt nicht vor.

Wir sehen, dass in Frankreich und in England die gewerkschaftlichen Organisationen die Basis sowohl für den gewerkschaftlichen als für den politischen Kampf abgeben.

Die Trade-Unions ernennen in England den parlamentarischen Ausschuss, der die Sache der Arbeiter im Parlament führt. Wenn dieser parlamentarische Ausschuss nicht eine durchaus sozialdemokratische Färbung hat, so liegt das daran, dass eben die gewerkschaftliche Organisation in England noch keine sozialdemokratische Mehrheit aufweist. Wäre das der Fall, so würde die sozialdemokratische Bewegung mit ihrer gewerkschaftlichen Grundlage durchaus fest und tüchtig organisirt sein.

In Frankreich sind ebenfalls die „Syndikate“ der Gewerkschaften die hauptsächlichlichen Stützen der verschiedenen Parteigruppen, die für die Arbeiterbewegung in Frage kommen. Allemanisten, wie Blanquisten, Guesdisten, wie Marxisten stützen sich auf solche „Syndikate“. In Amerika wird der Handel mit den Stimmen der Arbeiter gegen Zugeständnisse der Parteien, also die politische Aktion, wie man sie dort

versteht, ebenfalls von den gewerkschaftlichen Organisationen und ihren Führern getrieben. In Australien greifen die gewerkschaftlichen Organisationen, wie die von dort kommenden Berichte sagen, direkt in die Politik ein. Es wäre also bei einem anderen Stande der Vereinsgesetzgebung gar kein Grund, warum es bei uns nicht gerade ebenso sein sollte.

Wo man durch grössere Menschenmengen eine Wirkung erzielen will, ist das hauptsächlichste Erforderniss eine zweckmässige Organisation. Das Fördern und Herstellen einer solchen ist eine Kunst, die theoretisch und praktisch gelernt werden muss. Sie ist schon schwierig da, wo der Organisator durch amtliche oder soziale Stellung als Vorgesetzter auftreten kann, dem sich die Untergebenen ohne Widerrede zu fügen haben. So ist es bei der Organisation des Beamtendienstes des Staates und bei Gemeinden, bei dem Organisiren von Bau-Ausführungen, grossen Fabrikbetrieben, Transportunternehmungen u. s. w., wo der Unternehmer oder sein Vertreter als Vorgesetzter befiehlt.

Weit schwieriger ist es aber, noch eine Organisation da zu schaffen, wo kein Zwang auf die zu organisirende Masse ausgeübt werden kann, wo man sich nur an ihre Einsicht und an ihr Gutbefinden wenden kann. Durch „Kongressbeschlüsse“ und ähnliche Bravourstücke nachgeahmter Dienstbefehle des Beamtenthums ist hier nichts zu machen. Man kann auf nationalen, internationalen und gewerkschaftlichen Kongressen Beschlüsse fassen, man lockt damit keinen Hund vom Ofen, wenn die Beschlüsse den Massen nicht gefallen. Wenn es nach solchen Beschlüssen ginge, dann wäre die gewerkschaftliche Organisation Deutschlands die beste der Welt, denn nirgend anders wo hat man an der Organisation der Bewegung so viel von oben zu reglementiren versucht, als bei uns. Der Erfolg ist kein guter gewesen. Statt nun die Fehler bei sich zu Hause zu suchen, haben die Gewerkschaftsführer bei uns andere Sündenböcke gesucht. Sie haben sich besonders mit ungerechtfertigten Vorwürfen gegen die politische Organisation gewendet und dadurch bei manchen Personen die Ansicht hervorgerufen, als seien die gewerkschaftliche Bewegung und die politische Bewegung in Deutschland wirklich Gegensätze, die sich bekämpfen oder beargwöhnen müssen. Das ist ganz entschieden falsch und es ist auch gar kein Grund vorhanden, den Führern der politischen Bewegung irgendwie Vorwürfe zu machen, dass sie die gewerkschaftlichen Organisationen geschädigt oder irgendwie behindert, oder nicht genug gefördert habe. Niemals hat die politische Parteileitung irgendwie versucht, in die bei uns nun einmal gebannte Sphäre der gewerkschaftlichen Bewegung einzugreifen, von dieser Seite aber sind mehrfach Versuche gemacht, auf die Führung der politischen Angelegenheiten nicht berechtigten Einfluss auszuüben. Würden wir ein besseres Vereinsrecht haben, so würde sich die Organisation der sozialdemokratischen Arbeitermasse, die doch eine einheitliche ist, die nicht aus einem „Rechts“ von Gewerkschaftlern und aus einem „Links“ von Politikern besteht, sich naturgemäss nach den Gewerkschaften in Vereine organisiren. Diese selben Organisationen würden den beiderseitigen Kampf für die Besserstellung der Lage der Arbeiter in der heutigen

Ordnung und für die Befreiung des Proletariates, für die Erlangung der politischen Macht führen.

Zum ersteren Kampf würden sich die in den gewerkschaftlichen Fachvereinen organisirten Arbeiter mit ihren Fachgenossen in anderen Orten nach Berufen und Berufsgruppen je nach Zweckmässigkeit vereinigen, für den anderen Zweck würden sie sich ohne Rücksicht auf die Berufe zusammenschliessen. Die Gewerkschaftskommissionen, die heut sich schon weit ausgebreitet haben, würden sich nach Wahlkreisen organisiren und gleichzeitig die politischen Vertrauenskörperschaften darstellen, die sich wieder je nach Bedarf weiter vereinigen können. Da nicht alle Arbeiter gewerkschaftlichen Organisationen angeschlossen werden können und man keinen Zwang ausüben darf, es auch Sozialdemokraten giebt, die keiner Gewerkschaft angehören und nicht gut in ihnen unterzubringen sind, wird es freie Vereinigungen geben können, die als Organisationen dieselben Rechte geniessen, wie die Gewerkschaften und auch in den Kommissionen ihre Vertreter haben.

Nun werden die gewerkschaftlichen Versammlungen nach beiden Richtungen beschliessen können. Wir werden nicht in den Fehler verfallen, der in dem Lassalleschen „Allgemeinen Arbeiterverein“ lag, der, wenn er wirklich zur Bedeutung gekommen wäre, doch weiter nichts dargestellt hätte, als eine grosse unorganisirte Masse, wir werden in den Berufsvereinen handliche Agitations- und Aktionseinheiten erhalten, die sich leicht zu jedem Zweck zusammenfügen lassen ohne Reibung und ohne Störung.

Ganz gewiss ist die politische Aktion der Arbeiterschaft ebenso nothwendig, als die gewerkschaftliche. Ganz gewiss unterstützen sich beide Bewegungen, wie die zwei Füsse eines Wanderers sich unterstützen. Indem der eine fortschreitet, macht er dem anderen einen Schritt nach vorwärts möglich. Sie stützen beide denselben Leib, das kämpfende Proletariat.

Es kann nicht gelegnet werden, die politische Seite der Bewegung bietet gegenwärtig wenigstens in den höheren Stellen mehr Anregung, mehr Ehre, mehr Freude, und in den unteren Stellen weniger Gefahren und weniger Lasten. Es ist also leicht verständlich, dass nach dieser Seite heut ein Zudrang von Kräften stattfindet, dass die gewerkschaftliche Seite vielfach auf Kräfte niederer Güte angewiesen ist. Es ist ferner richtig, dass heut die gewerkschaftliche Bewegung viele Kosten verursacht, die Arbeiter finanziell scharf anspannt, so dass die Geldmittel für die proletarische Bewegung dadurch spärlicher fließen, da ja doch Alles von derselben Arbeitermasse gezahlt werden muss.

Das giebt auf beiden Seiten wohl hier und da zu missgünstigen Erwägungen Veranlassung. Indessen heut muss einmal die Scheidelinie gezogen werden. Alle diejenigen Aufgaben der proletarischen Bewegung, die nur mit Hilfe der Gesetzgebung zu erlangen sind, gehören heut der politischen Partei; die Lohnkämpfe, die Beaufsichtigung der Ausführung der Arbeiterschutzgesetze, das Feststellen von Missständen in den einzelnen Gewerkschaften, das Aufsuchen der Ursachen solcher Missstände, das Vorschlagen von Mitteln zu ihrer Abhilfe aus der praktischen Er-

fahrung heraus, das ist Sache der gewerkschaftlichen Organisationen der einzelnen Berufe. Sie haben dabei eine würdige Aufgabe. Wenn sie diese erfüllen, können sie ohne Neid und Zorn auf die politische Bewegung sehen. Beide können in Eintracht mit einander arbeiten bis die Zeit kommen wird, in welcher das Koalitionsrecht der Arbeiter eine Wahrheit wird. Dann wird die Verbindung beider Zweige der Bewegung eine so enge werden können, dass auch der Schein der Trennung schwindet, und dass beide Bewegungen auch in Form und Organisation als Funktionen derselben organisirten sozialdemokratischen Arbeitermasse sich darstellen. Die getrennte Organisation der politischen Partei und der gewerkschaftlichen Bewegung hat keine sachliche, sondern nur eine formale Nothwendigkeit.

## Die Sittsamkeit der Frauen.

Von Therese Schlesinger-Eckstein in Wien.

Ein altes Sprüchwort sagt: „Das ist die beste Frau, von der man nicht spricht“. Sich in die Ecke drücken und durch nichts Aufmerksamkeit erregen, das gilt auch noch heute als „echt weiblich“, und wenn man die einzelne echt weibliche Frau am besten dadurch greift, dass man ihre Existenz mit Stillschweigen übergeht, so ist doch von der „echten Weiblichkeit“ im Allgemeinen bisher nur allzuviel gesprochen worden; zu viel schon deshalb, weil die Wenigsten selbst in der Lage sind anzugeben, was sie darunter eigentlich verstehen. Besonders in unseren Tagen werden selbst die konservativsten Menschen darin immer schwankender.

„Echte Weiblichkeit, das ist Einfalt, Demuth und Arbeitsamkeit.“ Diese Antwort zu geben, wäre ja eigentlich einfach genug, und thatsächlich entspricht sie noch immer der innersten Ueberzeugung des Philisters, aber er wagt sich doch nicht mehr so recht damit hervor, er glaubt vielmehr etwas von Anmuth, Würde etc. stammeln zu müssen. Wäre er ganz aufrichtig, so würde er sagen: Echte Weiblichkeit, das ist vor allem eine runde Mitgift, denn dem Philister scheinen doch nur solche Eigenschaften dem Weib zum Vorzug zu gereichen, die es ihm besonders begehrenswerth erscheinen lassen. Aber die Spiessbürger bestimmen doch nicht ganz allein die sittlichen Werthe, wenn ihre Stimme auch gar oft eine ausschlaggebende ist. Von Männern, denen man gewiss nicht alle Idealität absprechen kann, wenn diese sich auch sorglich im Rahmen althergebrachter Begriffe hält, erfahren wir, dass Sanftmuth, Mitgefühl, Geduld, Entsagung und Bescheidenheit die Kennzeichen der echten Weiblichkeit seien. Ja, fragen wir, gereichen nicht alle diese herrlichen Eigenschaften auch dem Mann zum Schmuck? Wird nicht auch er bewundert und geliebt, wenn er bei eigenen Leiden Sanftmuth, bei fremden Mitgefühl zeigt, wenn er Unabänderliches in Geduld erträgt, und dort, wo es Pflicht und Vernunft erheischt, auch Opfer zu bringen weiss? Und was nun ein bescheidenes, d. h. ein gesittetes und nicht geschmackloses Auftreten anbelangt, so weiss doch jeder, wie unangenehm man es nur zu oft, sowohl am Mann als bei der Frau, vermisst. „Ja — aber von dem Manne“, heisst es dann, „erwartet man doch andere Tugenden: Muth, Festigkeit, Ehrenhaftigkeit und Thatkraft!“ — Nun, ich möchte doch bezweifeln, dass die „beste Frau“ all das entbehren kann.

Aehnlich verhält es sich mit den Fehlern, die man den Frauen zuschreibt und die jeder an Männern nur zu gut kennt, als da sind: Klatschsucht, Bosheit, Kleinlichkeit, Feigheit und Heuchelei. Angenommen, dass es mehr Frauen als Männer giebt, denen diese Fehler anhaften, (was einem zwar fast zu glauben schwer fällt, wenn man all der Klatschereien, Bosheiten, Läppisigkeiten und Feigheiten gedenkt, die den Erwerbs- und politischen Kampf der Männer allerorten, auf dem Markt, im Parlament und der Presse so abtossend machen, wenn man bedenkt, dass unsere ganze sittliche Weltordnung zum grossen Theil auf der Heuchelei der bürgerlichen Männer beruht) so wäre das doch begreiflich in Anbetracht der sklavischen Stellung, die dem Weib seit Jahrtausenden angewiesen war, und die das Emporwuchern spezieller Sklavenlasten begünstigt, das Aufkeimen starker Charaktereigenschaften aber erschwert. Umgekehrt ist es von diesem Standpunkt aus begreiflich, wenn viele Männer hochmüthig und herrschsüchtig sind: Man hat sie immer zu unumschränkt herrschen lassen. Wenn wir manchmal sehen müssen, wie der unbedeutendste Mann sich der bedeutendsten Frau überlegen fühlt, blös weil er ein Mann ist, so scheint uns dieser Wahn mit Despotenwahnsinn verwandt zu sein. Beides sind krankhafte Erscheinungen, erzeugt und begünstigt durch krankhafte oder rückständige Verhältnisse. Wenn in dem einen Fall eine Naturwidrigkeit darin liegt, dass ein einzelnes Individuum unumschränkte Macht über zahllose Menschen erlangt, so liegt andererseits eine Kulturwidrigkeit vor, die noch heute das physisch stärkere Geschlecht zum Vormund und Bedrucker des physisch schwächeren macht. Aber die Zeit, in der physische Kraft ausschlaggebend war und die Geister beherrschen durfte, schreitet ihrem Ende zu, doch erst, wenn sie vorüber sein wird, dann wird sich zeigen, ob der Geist des Weibes dem des Mannes gleich ist. Bis heute wissen wir nur, dass die geistigen Fähigkeiten der Frau sich unvollkommen entwickeln mussten, weil das physische Uebergewicht der Männer diese Entwicklung niederhielt und ihr den gesunden Boden entzog. Darum die Bahn frei für die geistige und sittliche Entfaltung der Frau, und man wird erst erfahren, welcher Art das Weib ist. Alles, was bis heute darüber gesagt und geschrieben wurde, bezieht sich nur auf das, was aus dem Weib als dem physisch schwächeren Wesen geworden ist und werden musste. Niemand kann wissen, wozu es die Frau ohne den Druck, den physische Uebermacht ausübte, gebracht hätte. Dass sie sich geistig und seelisch von dem Manne nicht unterscheiden würde, das halte ich für unwahrscheinlich. Ich kann nicht glauben, dass die Natur so verschieden gestalteten und organisirten Wesen konforme Geistes- und Gemüthsveranlagung gab, ja in Anbetracht der unendlichen Mannigfaltigkeit, die die Natur bei allen ihren Produkten aufweist, müsste mir eine solche Annahme als eine Unterschätzung ihrer schöpferischen Kraft erscheinen. Worin aber der ursprüngliche Unterschied zwischen der männlichen und weiblichen Psyche beruht, das können wir schlechterdings nicht wissen, das wird sich erst annähernd feststellen lassen, wenn mindestens die zweite Generation freigeborener und erzogener Frauen auf der Höhe des Lebens stehen wird. Wir dürfen wohl erwarten, dass sich den künftigen Geschlechtern ungeahnte Erkenntnisse aufthun werden, und dass die Kunst, und besonders die Dichtung, die sich an dem Problem des geschlechtlich freien Mannes und unfreien Weibes völlig ermüdet hat und fast entschlafen ist, mit dem freien Weib eine herliche Auferstehung feiern wird. Soviel aber wissen wir heute schon sicher, dass die bisherige Werthschätzung der Frau mit deren Fähigkeit zu hoher geistiger Entwicklung und ethischer Kultur in sehr losem, wenn überhaupt einem Zusammenhang stand. Die Männer, die hier allein den Maassstab geacht und angelegt hatten, waren keine unbestochenen Richter, oder besser, sie waren eben naive Gewalthaber, die an der Berechtigung ihres Urtheils gar nicht zweifeln konnten. Sie verlangten von der Frau, dass sie

ihnen gefalle, ihnen schmeichle und ihnen diene; sie zwangen ihr Sklaventugenden auf und verziehen ihr Sklavenlaster, vor allem aber forderten sie von ihr ein sklavisches äusseres Betragen, und diese letztere Forderung wird heute noch mit dem grössten Nachdruck gestellt. Die fast in allen Kulturländern bei den oberen Ständen schon so lang andauernde Mode der Galanterie hat daran wenig geändert und ebenso wenig die Thatsache, dass zu allen Zeiten einzelne Frauen über ihren Mann oder über einen kleineren oder grösseren Kreis von Männern herrschten. Solche fühlten sich selbst als Ausnahmswesen und es fiel ihnen nicht ein auch nur einen Theil ihrer Rechte für ihre Geschlechtsgenossinnen zu fordern.

Selbst von solchen Männern, die sich heute den Ansprüchen der Frauen auf geistige und wirthschaftliche Gleichberechtigung nicht mehr ganz verschliessen können, wird an den Geboten der „Sittsamkeit“ instinktiv am längsten festgehalten. Sie fühlen, dass es diese Gebote sind, die die Frauen der bürgerlichen Klasse noch durch einige Zeit daran hindern werden, auf zahlreichen Gebieten geistiger und beruflicher Thätigkeit konkurrenzfähig zu sein. Ich will hier nicht von den einzelnen Frauen sprechen, die durch sittsame Bedenken vom Studium der Medizin oder Jurisprudenz abgehalten werden, auch von solchen nicht, denen es ihre Erziehung verbietet, oder doch wesentlich erschwert, als Verkäuferin, Comptoiristin etc. eine exponirbare Stellung einzunehmen, wenn auch sonst alle Gebote der Klugheit und Selbsterhaltung dafür sprechen würden. Diese kann man heute schon füglich als rückständige Elemente betrachten, aber jene Frauen, die eine Berufsthätigkeit ausüben, sind in ihrer geistigen Fortbildung sowie im Anknüpfen für sie wichtiger und werthvoller Beziehungen nur zu oft durch künstlich grossgezogene Schüchternheit, sowie durch Bedenken eines sinnlosen Sittengesetzes vielfach gehemmt.

Ich möchte hier eine von der Wiener Pestalozzi-Stiftung preisgekrönte Schrift erwähnen, von der zu sprechen sich sonst in keiner Weise verlohnen würde, und die ich der Vergessenheit, der sie gleich nach ihrem Erscheinen anheimfiel, nur deshalb für einen Augenblick entreissen möchte, weil sie charakteristisch ist für den Tiefstand der bürgerlichen Anschauungen über das Betragen der Frauen. Die Schrift hat das Ziel und den Zweck, der Frau die Eignung zum Lehrberuf abzusprechen. Es heisst darin: „Das ewige Einerlei der Schule erschöpft aber den Geist, wenn dieser nicht immer wieder neue Nahrung aus dem Leben saugt und in frischer Berührung mit dem Leben bleibt. Wie kann das die Lehrerin erreichen? Man vergegenwärtige sich doch die Existenz eines solchen einsamen Geschöpfes und mache sich ein Bild von dem Leben der alleinstehenden, unverheiratheten Lehrerin. Darf sie einen Schritt nach rechts oder links, nach vorwärts oder rückwärts thun, der nicht bekräftigt würde? Gewiss, sie mag sich nach der Schule erholen so gut sie kann, aber bei wem? Bei Freundinnen, welche entweder Kolleginnen, also im gleichen Fall sind, wie sie selbst, oder bei Frauen, welche, in einer anderen Sphäre thätig, für ihre Interessen kein Verständniss haben können? Eine Ausdehnung ihres Bekanntenkreises auf Männer, von welchen sie Anregung, Belehrung empfangen könnte, ist ihr durch Sitte und Vorurtheil schwer gemacht, es bleibt ihr nahezu nichts anderes übrig, als im Geist und im Gemüthe zu verkümmern, ein Loos, welchem jede ältere Lehrerin unerbittlich anheimfällt und welches seinen Reflex auf die von ihr geleitete Schule wirft.“ All' das wird nicht gegen die Bornirtheit der bürgerlichen Anstandsbegriffe angeführt, sondern gegen die Eignung der Frau zum Lehrberuf.

Wie viele Männer wären nicht im Stande, die Bürde ihrer Berufsthätigkeit täglich von neuem muthig und freudig aufzunehmen ohne die Erholung und Erfrischung, die eine edle und zwanglose Geselligkeit gewährt. Und die Frau

ist es eben auch nicht im Stande. Die Lehrer, Beamten, Studenten, die sittlich entrüstet sind, wenn eine Kollegin ein paar Freunde bei sich sieht, hie und da einen Abend mit Bekannten im Gasthaus zubringt, oder in ein Kaffeehaus geht, um Zeitungen zu lesen, sie fühlen wohl dunkel, dass all' das nicht so sehr gegen die Sittlichkeit, als gegen das Männer-Monopol auf geistiges Leben und zwanglose Geselligkeit verstößt. Das Traurigste an der Sache aber ist, dass die Existenz fast aller berufsthätigen Frauen von ihrem guten Ruf abhängt und über diesen guten Ruf meist die rückständigsten Theile der Bourgeoisie zu entscheiden haben. Sieht man eine junge Lehrerin, Beamtin etc. spät Abends allein auf der Strasse, so schadet das ihrem Ruf, sieht man sie in Gesellschaft eines oder mehrerer Männer, so schadet das demselben noch mehr. Das will so viel heissen, als dass ein junges Mädchen, die nicht zufällig eine alte Verwandte hat, die genau dieselbe Geselligkeit liebt wie sie, und in derselben Gesellschaft gern gesehen ist (ein Fall, der doch selten vorkommt) in den Abendstunden, die bei arbeitenden Menschen der Erholung und Aufheiterung gewidmet sein sollen, an's Haus gebannt ist, und auch dort darf sie nicht empfangen, wen sie mag.

Wann werden die Leute, nach deren Ansicht das Privatleben des Mannes keiner Art von Kritik unterworfen werden darf, endlich aufhören, sich um die kleinsten Kleinigkeiten im Leben jeder Frau zu kümmern? Sicher nicht früher, als bis alle vernünftigen Frauen beschlossen haben, sich und ihre Gewohnheiten dem Urtheil einer blöden Menge nicht zu unterwerfen und auf deren hämisches Gezänk nicht hinzuhören! Damit würden diese Frauen sicher auch den Sympathien aller gesunddenkenden Männer begegnen. Denjenigen Frauen allerdings, die von Einzelnen oder vielen aus der bornirten Menge abhängig sind, nützen diese Sympathien nicht viel, aber gerade im Interesse dieser liegt es, dass nur erst die persönlich unabhängigen Frauen, deren es ja viele giebt, mit gutem Beispiel vorangehen, und zwar müssen das auch die thun, die es in Folge ihrer günstigeren pekuniären Verhältnisse scheinbar nicht notwendig hätten, sich geistige Anregung auf dieselbe Weise zu suchen, wie die Lehrerin und Beamtin. Ich sage: die es scheinbar nicht notwendig hätten, denn in Wahrheit haben es die wohlhabenden Frauen nur allzunöthig, Anschluss an andere Klassen zu suchen, wenn sie sich über die Geschlechtssklaverei, die mit der Klassen-sklaverei eng verquickt ist, erheben, wenn sie das Leben von einem freieren Gesichtspunkt betrachten wollen als demjenigen, den ihnen ein leeres Gesellschaftstreiben zuweist, und vor Allem, wenn sie nicht selbst untergehen wollen in der moralischen Versunkenheit und Heuchelei der oberen Bürgerklasse, die jede Niederträchtigkeit meistens lieber duldet als ein unliebsames Aufsehen.

Denn die Sittenstrenge wendet sich immer und überall nur gegen die Besitzlosen und Wenigbesitzenden, während sie sich um die Wohlhabenden nicht kümmert. Die elegante Dame empfängt in ihrem Salon, wen sie will, ohne damit ihrem Ruf zu schaden. Wenn hingegen die arme Lehrerin oder Studentin in ihrem Stübchen ihre Tasse Thee hie und da in Gesellschaft eines Kollegen oder sonstigen Bekannten trinken will, so wird sie von der Hausfrau wegen zweifelhaften Lebenswandels vor die Thür gesetzt. Oeffentliche Lokale aufzusuchen hat die reiche Frau nicht nöthig. Sie giebt Gesellschaften, wird zu solchen geladen und Zeitungen kann sie nach Belieben selber halten. Dass sie auch weder gezwungen ist, aus diesen Gesellschaften allein nach Hause zu gehen, noch die Begleitung eines Herrn anzunehmen, ist klar. Jede Frau aber, die sich um das Gerede der Leute nicht kümmert und das durch ein freies und unbefangenes Auftreten zum Ausdruck bringt, leistet ein Stück Kulturarbeit. Für die wohlhabende, unabhängige und angesehene Frau aber ist ein solches Auftreten am Wenigsten mit Gefahr verbunden, muss also zu allererst von ihr gefordert werden.

Man darf das natürlich nicht so verstehen, als wenn die Frauenfrage auf diese Weise gelöst werden könnte. Die wirkliche und endgiltige Befreiung des Weibes wird nicht vor der Befreiung der Arbeiterklasse vom Druck des Kapitalismus vor sich gehen, aber jeder gewaltige Fortschritt wird nur möglich gemacht durch eine Unzahl kleiner Fortschritte, die auf einzelnen, oft scheinbar unwichtigen Gebieten geschehen. Dadurch, dass die bürgerliche Frau aus ihrem engen Rahmen, aus dem Sumpf überlebter Moralbegriffe und gedankenlosen Hindämmerns heraustritt, lernt sie ihr vorenthaltene Rechte fordern, sich mit allen Schwachen und Unterdrückten solidarisch fühlen und kurz sich geistig befreien, ehe eine Umwälzung der Gesellschaft ihre thatsächliche Befreiung bringen kann.

## Ludwig Börne.

Man hat wohl das menschliche Leben mit einem Gedichte verglichen. In diesem Sinne könnte man das Leben Ludwig Börnes eine Elegie nennen, theils im antiken, theils im modernen Sinne. Wie ein Klagelied tönt sein Leid um das zerrissene und niedergetretene Vaterland, um das Elend und die Rechtlosigkeit der Armen, und leise klingt hindurch der Kummer des Einsamen, des Unverstandenen, des Kranken. Dann aber schmettert er, ein anderer Tyrtäus, der Aufruf zum Kampfe gegen Knechtung und Niedertracht aller Art, gegen feiges Dulden und enge Philisterhaftigkeit.

Geboren am 22. Mai 1786 als Löb Baruch in der Judengasse, heute Börnestrasse genannt, der „freien Stadt“ Frankfurt, ist er ein Kämpfer für die Emanzipation des Bürgerthums aus den verrosteten Fesseln eines vermoderten Feudalismus und Bureaokratismus, des Judenthums aus willkürlicher und brutaler Rechtlosigkeit. Sein Geburtshaus ist nicht weit entfernt von dem Stammhaus der Rothschild, die er, zunächst erst mit instinktiver Abneigung gegen das Geldmachen als einzigen und höchsten Daseinszweck, später als bewusster Gegner des Kapitalismus, der Verknüpfung fürstlicher Willkürherrschaft mit jüdischer Geldwirthschaft bekämpfte.

1802 ging er, um Medizin zu studiren, nach Berlin und kam in das Haus des Professors Marcus Herz, dessen Frau Henriette den Mittelpunkt eines der Kreise bildete, in denen um die Wende des Jahrhunderts die aufgeklärten und geistvollen christlichen und jüdischen Elemente, Leute wie Schleiermacher, Fichte, die Schlegel, Holtei, Rahel, Friedländer u. a. verkehrten. Der Sechszehnjährige wurde von Liebe zu der achtunddreissigjährigen Frau ergriffen; von Halle aus, wohin er nachher übersiedelte, schreibt er empfindungswarme Briefe an seine „Liebe Mutter“ Henriette. In Halle lernte er die Naturphilosophie von Steffens kennen, die ihn begeisterte und dauernd auf ihn wirkte, ohne ihn systematisch zu beeinflussen. Ein streng philosophischer Kopf war er nicht, und der Hegelschen Philosophie stand er später mit Widerwillen ob ihrer gesuchten Schwerverständlichkeit und eingestandenem Unverständnis gegenüber. In Halle war es, wo das raube und rohe Studentenleben jener Zeit, das doch schon berührt war von den Einflüssen der philosophischen Periode und der Wiedergeburt der Wissenschaften, ihn das Wort von dem Glücke der deutschen akademischen Jugend sprechen liess. „Verdorren soll die erste Hand, die dieses schöne Leben beschmutzt“. Er wandte sich von der Medizin den Staatswissenschaften zu und ging nach Heidelberg, 1808 promovirte er in Giessen mit einer mehr als dilettantischen Arbeit über die geometrische Gestalt des Staatsgebiets; Arbeiten über das Geld und andere beweisen die Fortdauer seines volkwirtschaftlichen Interesses. 1811 wird er Polizei-Aktuar in Frankfurt, das als Grossherzogthum unter dem Fürsten Primas Dalberg neben anderen französischen Rechten auch die bürgerliche Gleichstellung der Juden eingeführt hatte. Die Befreiungskriege vermittelten auch diese Freiheit; 1814 wurde Börne entlassen. Der Satz der Wiener Kongressakte (Artikel 46): „La ville de Francfort avec son territoire, tel qu'il se trouvait en 1803, est déclarée libre“, der sich auf das Territorium bezog, wurde von der wieder herrschenden Patrizier-Oligarchie auf den Rechtszustand von 1803 angewandt und so auch zur Aufhebung der Gleichberechtigung der Juden benutzt.

Von 1818 an begannen einige Jahre journalistischer Thätigkeit und damit eines daraus erwachsenden erbitterten Kampfes mit der Polizei und Zensur. Börne führte als Herausgeber der „Waage“, der „Zeitung der freien Stadt Frankfurt“ (1813) und der „Zeitschwingen“ diesen Kampf mit prinzipieller Schärfe und überlegener Ironie, ohne doch die Niederknüppelung seiner Organe durch die Zensur der Republik Frankfurt oder den Bundestag daselbst verhindern zu können. Dabei war sein Standpunkt ein den klar gemässigt liberaler, der die beiden Vormächte Deutschlands, Oesterreich als das konservative, Preussen als das fortschrittliche Prinzip gelten liess. Und der Kern jener Blätter war, den Verhältnissen der Zeit entsprechend, die litterarische und vornehmlich die Theaterkritik, in der Börne seit Lessing's Dramaturgie wieder einmal den Maassstab ersten künstlerischen und gedanklichen Strebens an die Theaterlitteratur jener Tage, die von Kotzebue und Raupach ihren Stempel erhielt, anlegte.

In die nächsten Jahre fallen Reisen nach Stuttgart, wo er Uhland und Schott kennen und schätzen lernte, München, Wien, wo Metternich ihm die Stelle eines kaiserlichen Rath's angeboten haben soll, nach Berlin, wo das litterarische Gigerlthum jener Tage den Verherrlicher der Sonntag in den Himmel hob — dieselben Leute, die ihm später in der unwürdigsten Weise bekämpfen sollten. Zweimal war er auch in Paris. Er verbüsst 1819 eine 14 tägige Arreststrafe. Seine Gesundheit war, wie ein Blutsturz bewies, untergraben, Schwerhörigkeit kam dazu, ihm das Leben und Wirken zu erschweren.

In die Zeit jener Journalistik und die nächsten Jahre fallen einige grössere Skizzen, eine humoristische „Monographie der deutschen Postschnecke“ und — die Frucht seines ungleichen Kampfes mit der Uebermacht — die Denkwürdigkeiten der Frankfurter Censur, gar nützlich zu lesen für den, der sich ein Bild jener Zeit der beginnenden Demagogenhetze in all ihrer behördlichen Willkür und Feigheit machen will. 1825 hielt er die Denkrede auf Jean Paul, eine begeisterte und gefühlsechte, aber im Ausdruck wie im Urtheil übertriebene Verherrlichung des grossen Schwärmers und Meisters der Kleinmalerei. Es ist bezeichnend, wie Börne den in ungebundenen Gefühlen fermlos schwebenden Jean Paul als seinen Meister bis zum Himmel erhebt — und wie er einen stets zunehmenden Hass gegen Goethe fasste, der in seiner olympischen Ruhe, in der immer enger sich bindenden Formstrenge seiner Greisenjahre dem warmen Herzen Börne's als Vertreter der Herzlosigkeit und Gleichgültigkeit erschien. Wir wissen heute, dass Börne nicht im Stande war, Goethe's Grösse zu erfassen. Er stand ihm zu nahe, um das vorübergehend Kleinliche zu übersehen und die mächtige Gestalt in ihrer ganzen Höhe zu sehen. Und es begreift sich leicht und bedarf nicht der Unterstellung kläglicher Scheelsucht, die Mancher selbst als Entschuldigung jenes Goethe-Hasses wollte gelten lassen, dass ein Börne, dessen ganzes Fühlen den Bedrückten, dessen Streben der Erhebung seines deutschen Volkes aus dem Drucke unwürdigster Despotenwillkür gehörte, wie er mit Begeisterung das kleinbürgerliche Empfinden und Schildern Jean Paul's würdigte, so mit Abneigung und wachsender Erbitterung die höfische Kälte des alternden Goethe hinnahm, der den politischen Bewegungen der zwanziger Jahre so gleichgültig gegenüberstand wie den nationalen des vorhergehenden Jahrzehnts. Und Börne's Herz gehörte in Wahrheit allen Unterdrückten. Mit Begeisterung hatte er die Befreiungskriege begrüsst — im Gegensatz zu Heine vergass er über der Grösse des Feldherrn und Herrschers Napoleon nie den blutigen Menschen-schlächter und Unterdrücker —, und als ihr ganzer Erfolg war, an Stelle eines Riesen, den man im Hasse noch bewundern konnte, einige Dutzend kläglicher Zwerge zu setzen, die bestenfalls Gleichgültigkeit, häufig genug Verachtung herausforderten, als die Er-rungenschaften der Franzosenherrschaft, bürgerliche Gleichberechtigung und modernisirte Rechtspflege, wieder durch den Moder der vorrevolutionären Zeit ersetzt wurden, Junker und Polizeibüttel sich in alter Frechheit erhoben: da war Börne der Vorkämpfer der gefährdeten Volksrechte, und die Gewandtheit seiner Dialektik, die Schönheit der reichen und doch nicht überladenen Sprache, der bei aller damaligen Mässigung entschiedene Freimuth seines Auftretens machten ihn zum einflussreichen Wortführer des deutschen Liberalismus.

Seine eigentliche geschichtliche Bedeutung begann freilich erst mit seiner Uebersiedelung nach Paris 1830. Hier konnte sein Liberalismus im Vergleichen der deutschen Zurückgebliebenheit mit den politischen Errungenschaften Frankreichs sich zu radikaler Entschiedenheit entwickeln. Und zugleich sah er die Klassenherrschaft der in der Juli-Revolution endgiltig zum Siege gelangten Bourgeoisie in der Nähe und ohne den

gleissenden Schimmer, den liberale Phrasenherrlichkeit darüber zu breiten weiss. So entwickelte er sich zum demokratischen Republikaner und Sozialisten.

Er war nach Paris gekommen, voll froher Hoffnung dort ein befreites und für seine opfervollen Kämpfe belohntes Volk zu finden. Er fand eine rücksichtslose Bourgeoisie-Herrschaft, die auf den Leichen der proletarischen Juli-Revolution sich ein Reich unbeschränktester kapitalistischer Ausbeutung errichtet hatte.

So giebt er uns in den klassischen 115 Pariser Briefen, die er vom 5. September 1830 bis zum 13. März 1833 an seine Freundin, die Madame Strauss-Wohl in Frankfurt a. M. schrieb, einen Zeitspiegel der Erbärmlichkeit deutscher Zustände und der politischen und Klassenkämpfe Frankreichs. Alles aufgebaut auf eindringenden geschichtlichen Studien — er trug sich mit einer Geschichte der grossen Revolution, die indess nie zur Ausführung kam — dabei allzeit aktuell, getragen von fortschreitender Erkenntniss der gesellschaftlichen Zustände, durchloht vom Feuer der Empörung über Gewalt und Niedertracht. Und in einer Sprache, die so treffend und scharf wie die Lessings, dabei warm und bilderreich war. Wie zeichnete er die plumpe und im Keime reaktionäre Deutschthümelei der Menzel und Konsorten, wie die offiziöse Armseligkeit der Häringchen und anderer Kampfweise. Wie führte er Buch über die Nichtswürdigkeiten der deutschen Regierungen, die Gewaltthaten Metternichs, die scheinheilige Brutalität Preussens, die Selbstherrlichkeit Ludwigs von Baiern, der die kniefällige Abbitte vor dem Bilde des Königs für Majestätsbeleidiger einführte — ein nachahmenswerthes Beispiel für moderne Staatserhaltung. Und wie durchschaute er die Treibereien der geheimen Polizei — wenn die Freiheit seine Tochter wäre, wolle er sie lieber in einem Bordell erziehen lassen als in einer politischen Polizeiverwaltung — und wie deckte er das Intriguenspiel der Diplomaten auf, die Deutschland als Spielball russischer Hergelüste, als Fideikommiss von 36 Fürstenfamilien behandelten! Wie jubelt er über die Empörung der Polen, wie klagt er so bitter und racheheischend über ihre Niederlage, über das Blutgericht, das ein Nikolaus unter dem Beifall der deutschen Presseleute an dem niedergetretenen Volke vollzog!

Man hat ihn schwer und ungerecht angegriffen. In unserer Zeit war es vornehmlich Treitschke, der die theoretische Leere und Oberflächlichkeit seiner Polemik wie die vaterlandslose Gesinnung, die aus sicherer Ferne Deutschland beschimpfte, grimmig befandete. Und mancher vor und nach ihm hat Aehnliches vorgebracht.

Nun wird niemand Börne als politischen oder gar volkswirtschaftlichen Systematiker preisen wollen, an dessen Hand man Staatswissenschaft studiren könne. Er war theoretisch wohlgeschult und in fortlaufender Entwicklung erarbeitete er sich immer tiefere und zusammenhängende Grundanschauungen. Aber ein Theoretiker, der die Wissenschaft um ihrer selbst willen pflegte, war er nicht. Er war ein Kämpfer, ein Vorposten, der unter schweren Verhältnissen Bahn bereitete, der die im theoretischen Schläfe versunkenen Deutschen aufrüttelte und sie aufrief, sich ihr Theil von der wirklichen Welt, politische Einheit und Freiheit zu nehmen.

Nie ist eine nichtswürdigere Verleumdung erdacht worden, als die, dass Börne das deutsche Volk missachtet oder gar gehasst habe. Bittere Wahrheiten hat er ihm gesagt, manchmal vielleicht ein Wort zu viel im Zorne, aber warum? Weil er es in tiefster Seele liebte, mit der ganzen Gluth eines freiheitsdurstigen und heimatlosen Herzen. Weil er ihm, dessen tiefgründige eirliche Schwerfälligkeit er weit über die graziöse und praktische Art des Franzosenthums stellte, zu seinem Antheil an den Gütern dieser Welt, an freier Bewegung und moderner Staatseinrichtung verhelfen und es deshalb aus seiner schwerbeweglichen Ruhe aufrütteln, mit allen Mitteln zum Kampfe wider eine boshaft-dumme Tyrannei aufstacheln wollte. „Man muss nicht aufhören, sie zu ärgern; das allein kann helfen. Man muss ihnen Tag und Nacht zurufen: Ihr seid keine Nation, ihr taugt nichts als Nation! . . . Nicht die Vernunft fehlt ihnen, sondern die Unvernunft, die Leidenschaft, ohne welche der Verstand keine Füsse hat.“

Und aus welcher Gesinnung diese Arbeit, wahrlich keine erfreuliche oder dankbare, erfloss, das sagen uns die ergreifenden Worte, in denen er, der Jude, sein Deutschthum bekennt: „Ja, weil ich als Knecht geboren, darum verstehe ich die Freiheit besser als Ihr . . . Ja, weil ich in keinem Vaterlande geboren, darum wünsche ich ein Vaterland heisser als Ihr, und weil mein Geburtsort nicht grösser war als die Judengasse, und hinter dem verschlossenen Thor das Ausland für mich begann, genügt mir auch die Stadt nicht mehr zum Vaterlande, nicht mehr ein Landgebiet, nicht mehr eine Provinz; nur das ganze grosse Vaterland genügt mir, so weit seine Sprache reicht.

Und hätte ich die Macht, ich duldeten nicht, dass deutschen Stamm von deutschem Stamm auch nur eine Gasse trennte, nicht breiter als meine Hand; und hätte ich die Macht, ich duldeten nicht, dass nur ein einziges deutsches Wort aus deutschem Munde jenseits der Grenze zu mir herüberschalle.“ Freilich eine undeutliche Gesinnung vor den Augen unserer „arischen“ Kleindeutschen, die im Sinne ihres Heros Polen-, Franzosen- und Dänenthum niederknuten und vor dem russischen Erbfreund, der wieder in „seinem“ Lande Polen- und Deutschthum niederknutet, demüthig um Freundschaft winseln. So konnte Börne nicht Monarchist bleiben; die Komödie von Antwerpen, wo 1830 „ehrenhalber“ eine Stadt bombardirt und eine Citadelle erstürmt wurde, rein als ausgemachte Komödie, machte ihn zum Republikaner, „wovon ich bis jetzt so weit entfernt war.“

Und die Beobachtung der sozialen Zustände machte ihn zum Sozialisten. Nicht zwar zum klaren und zielbewussten Theoretiker. Aus Gefühl stand er auf der Seite des kämpfenden Proletariats, als 1831 in Lyon der erste vollbewusste blutige Klassenkampf ausgefochten wurde und Casimir Perier, Louis Philipps Ministerpräsident, in der Kammer frohlockte, dass dort „gar nichts von Politik zum Vorschein gekommen, und es nichts weiter als ein Krieg der Armen gegen die Reichen gewesen sei, derer, die nichts zu verlieren hätten, gegen diejenigen, die etwas besitzen.“ Wohl glaubte er an die ewige Noth, und dass man diese fürchterliche Wahrheit in den tiefsten Brunnen versenken müsse. Aber er sagte: „Es ist wahr, der Krieg der Armen gegen die Reichen hat begonnen, und wehe jenen Staatsmännern, die zu dumm oder zu schlecht sind, zu begreifen, dass man nicht gegen die Armen, sondern gegen die Armuth zu Felde ziehen müsse. Nicht gegen den Besitz, nur gegen die Vorrechte der Reichen streitet das Volk; wenn aber diese Vorrechte sich hinter den Besitz verschanzen, wie will das Volk die Gleichheit, die ihm gebührt, anders erobern, als indem es den Besitz erstürmt? . . . . . Ueber die kurzsichtigen Politiker, welche glaubten, in den Staaten, wo Adel und Geistlichkeit ihre Vorrechte verloren, sei der ewige Friede gesichert! Eben diese, wie Frankreich und England, stehen der fürchterlichen Revolution näher als die anderen Staaten, wo noch keine freien Verfassungen bestehen. In den letzteren wird dem niederen Volke durch seine Nachbarschaft, die Bürgerschaft, die Aussicht nach den höheren bevorrechteten Ständen verdeckt. Es vermisst daher keine Gleichheit; da aber, wo der Mittelstand sich die Gleichheit erworben, sieht das untere Volk die Ungleichheit neben sich, es lernt seinen elenden Zustand kennen, und da muss früher oder später der Krieg der Armen gegen die Reichen losbrechen. Die heillose Verblendung des Bürgerstandes zieht das Verderben schneller und fürchterlicher herbei.“

Eine mehr psychologische als ökonomische Erklärung — aber der sozialistische Instinkt ist vorhanden. Aus ihm bekämpft er auch treffend das System der indirekten Besteuerung, das noch heute in Frankreich ausschliesslich herrscht, den Militarismus und das Censurwahlsystem als drei Hauptquellen des Elends und der Unfreiheit. Aus ihm begrüsst er die Bewegung der Saint-Simonisten, wengleich er ihre Lehren nicht alle theilt und die Gütergemeinschaft, die doch freilich etwas phantastisch gepredigt wurde, als „Irrlehre“ verwarf.

1832 war er auf dem Hambacher Fest als Demonstrant für liberale deutsche Einheit gewesen, und hatte für Wirth, den Führer der Pfälzer Demokraten, geschwärmt — in seinen letzten Lebensjahren wirkte er für die Organisation der deutschen Handwerksburschen in Paris, die dann seine Lehren wieder in die Heimath trugen, und übersetzte jenes mächtige Werk des katholisch-sozialen Demagogen, des Abbé Lamennais „Worte des Glaubens“ in's Deutsche.

Am 12. Februar 1837 starb er.

Er war ein Vorkämpfer in schwerer Zeit, ein Klassiker des deutschen Journalismus, ein Bahnbrecher sozialistischer Gedanken, eine reine, grosse Seele, erfüllt von Begeisterung und Kampfesmuth für alles Hohe und Grosse.

Berlin.

Ernst Hardek.

## Historische Einführung in das Studium der Psychologie.

Von Prof. G. de Greef in Brüssel.

(Schluss.)

Die ganze Psychologie Plato's ist von der Theorie des Kosmos abgeleitet, und diese ist nichts als die systematische und verallgemeinerte Konsequenz des Glaubens der primitiven Dualistiker.

Was ist in der That Plato's Kosmos? Ein System von Sphären, die sich um sich selbst drehen; ein organisirtes und belebtes Wesen; es hat zugleich einen Körper und eine Seele.

Die Seele steht fest im Mittelpunkt des Kosmos, dessen Ganzes sie durchdringt; sie ist mit Bewegung begabt, und drückt diese selbe Bewegung dem Körper des Kosmos auf.

Der Kosmos in seinen peripherischen oder himmlischen Regionen enthält die Götter; in seinen unteren Regionen, die aus Luft, Wasser und Erde bestehen, befinden sich die Menschen, die Vierfüssler, die Vögel und die Fische.

Von dem göttlichen Theil des Kosmos bis zur Erschaffung der Menschen und der Thiere hat eine schrittweise Entartung stattgefunden. Dies ist auch die Auffassung der meisten Religionslehren des Alterthums; die Theorie der modernen Wissenschaft besagt das direkte Gegentheil. Die Schöpfungsgeschichte der Bibel jedoch nähert sich der Wahrheit schon mehr, insofern sie eine progressive Schöpfung annimmt; doch bleibt sie künstlich und überdies geozentrisch und anthropozentrisch.

Kommen wir vom Kosmos zum Menschen.

Der menschliche Schädel ist ein kleiner Kosmos; er enthält eine vernünftige und unsterbliche Seele, die aus unreiner Materie gemacht ist.

Der Körper enthält ebenfalls zwei Seelen, aber geringerer Art und sterblich; die obere derselben liegt in der Brust und offenbart sich durch Willenskraft, Muth, Zorn etc.; die untere sitzt im Unterleib und offenbart sich durch den Appetit.

Die beiden unteren Seelen sind Ursachen der Störung für die vernünftige obere Seele des Schädels; sie verwirren ihre Drehungsbewegung und stören ihre harmonischen Charaktere.

Die Theorie Plato's ist ein wichtiger Schritt in der Geschichte der Psychologie.

Lassen wir seine kosmologische Theorie und seine idealistische Metaphysik bei Seite, so bleibt vom positiven Standpunkt aus Folgendes übrig:

1. Die Lokalisation einer oberen Seele, der vernünftigen Seele des Schädels; die Erkenntniss, dass sie der oberste Bewegungsfaktor ist;
2. die rudimentäre Unterscheidung zweier unterer Seelen, wovon die eine, in der Brust, die Triebfeder des Gefühlslebens, die andere, im Unterleib, die der Ernährung ist.

Diese Klassifikation und diese Lokalisation dienen den modernen Klassifikationen und Lokalisationen zum Ausgangspunkt.

Plato, und insbesondere die Schulen, die seine Lehren fortentwickelten und sie dabei mehr und mehr spiritualisirten, waren in dieser Hinsicht, und selbst in Hinsicht der sozialen Theorien, Vorläufer des Christenthums. Plato ist als einer der christlichen Kirchenväter anzusehen.

Wir wenden uns nun zu Aristoteles; mit ihm wollen wir unsere historische Einführung in die Psychologie vorläufig schliessen.

Seine Rolle in der Psychologie war zugleich die eines Kritikers und die eines Theoretikers. Er widerlegt alle früher aufgestellten Theorien über die Seele. Er widerlegt die Lehre, welche die Bewegung als eine ursprüngliche Eigenschaft der Seele ansieht.

Der Ausgangspunkt seiner Psychologie liegt in metaphysischen Abstraktionen. Nach ihm giebt es vier Ursachen oder Bedingungen jeder Erzeugung:

1. Die Materie, das, woraus ein Ding gemacht ist, Marmor, Kupfer, Holz etc.
2. Die Form, d. h. das Vorbild, der Plan, der Entwurf des Urhebers.
3. Die wirkende Ursache, der erste Antrieb: menschlicher Muskel, Wasser, Wind oder irgend eine Kraft, deren man sich bedient.
4. Die endliche Ursache, der Zweck oder die Absicht des Urhebers: Vergnügen, Gewinn, Ehrgeiz.

Nachdem er so die Ursachen jedes Phänomens unterschieden hat, schreitet er zu einer neuen Unterscheidung: der des Möglichen (Potentiellen) und des Tatsächlichen (Aktuellen).

Die bewegenden Faktoren haben eine Fähigkeit, üben sie aber nicht immer aus. So hat unser Auge, wenn wir schlafen, seine Fähigkeit nicht verloren, dieselbe aber nicht aktuell. Das Potentielle ist also die Fähigkeit im latenten Zustand, in Reserve.

Nach dieser Unterscheidung, welche wiederum, wenn man ihr den absoluten Charakter nimmt, im Grunde eine Beobachtung ist, identifiziert er die Materie mit dem Potentiellen und die Form mit dem Aktuellen.

Er stellte somit die Form und die Materie, das Aktuelle und das Potentielle, einander gegenüber.

Die Seele reihte er in die Kategorie Form und Aktualität ein.

So vollzog sich die wesentliche Unterscheidung zwischen Seele und Körper, aus der dann das Dogma von der Unsterblichkeit der Seele hervorging. Jedoch ist für ihn die Seele vom Körper nicht getrennt; diese Trennung hat im Gegentheil ihren Ursprung in dem animistischen Glauben an eine Verdoppelung des Ich und in den Lehren Plato's von der Unsterblichkeit.

Nach Aristoteles hat im Gegentheil die Seele die Materie, d. h. den Körper, zum Korrelativ, und diese körperliche Materie hat eine sehr vervollkommnete Organisation. Diese Organisation bildet somit die Potentialität des Körpers, wozu die Seele die ergänzende Aktualität ist.

Aristoteles ist also immer noch Dualist; er braucht eine Hypothese von etwas Doppeltem, um das Leben zu erklären.

Neue Analysen oder Unterscheidungen führen ihn zu einer Definition der Seele.

Das Lebewesen, von dem er eben gesprochen hat, hat zwei Zustände: den Schlaf, der untere Grad der Aktualität, und das Wachen, die volle Ausübung, der höhere Grad der Aktualität.

Folglich genügt der untere Zustand, um das Lebewesen zu unterscheiden und zu charakterisieren; es ist unnötig, den höheren Zustand in die Definition der Seele einzuführen, die er hiernach wie folgt vorschlägt:

„Die Seele ist die erste Aktualität (Entelechie) eines organischen Naturkörpers, welcher die Fähigkeit hat zu leben.“

Geist und Körper sind somit innig verbunden; sie sind untrennbar, wie zwei korrelative Ausdrücke, die einander bedingen: Eltern — Kinder, Ursache — Wirkung u. s. w.

Die grosse Ueberlegenheit des Aristoteles besteht darin, dass er der erste

wissenschaftliche Naturforscher war. So erkennt er ganz gut, was die unbelebte Materie von den lebenden Körper unterscheidet: das Vorhandensein der Organisation und der Funktionen bei diesen.

Weniger gut unterscheidet er die Grenzen oder vielmehr die Grade, welche das unbewusste Leben, der Pflanzen z. B., von dem bewussten Leben der Thiere und des Menschen trennen, und noch weniger gut die ebenso wesentlichen Phänomene des Bewusstseins und des Nicht-Bewusstseins bei diesen letzteren.

Allen Funktionen der Lebewesen, von der Ernährung bis zur Verstandesthätigkeit legt er den Namen Seele bei; so haben die Pflanzen eine Seele.

Nach dem griechischen Philosophen existirt also als Basis des Ganzen eine Ernährungsseele; sie ist das Resultat der Vereinigung von Form und Materie in den organischen Körpern. Diese untere Seele umfasst die Seelen der Verdauung, der Ernährung und der Fortpflanzung der menschlichen Art; wie alle Seelen nimmt sie Theil an der himmlischen Wärme, von der alle lebendigen Körper die ihrige entlehnen.

Auf einer höheren Stufe versieht die Seele zugleich die Ernährung und die Empfindung; dies ist es, was das Thier von der Pflanze unterscheidet.

Von der Empfindungsseele kommt man weiter zur Verstandesseele. Diese Unterscheidungslinien zwischen den drei Seelen sind offenbar zu scharf. Es ist sicher, dass die einfache Ernährungsthätigkeit reflexiv, unbewusst oder bewusst sein kann, und selbst ein spezieller Akt, wie die Zusammenziehungen des Magens oder des Darms, kann, je nach den Umständen, den einen oder anderen Charakter haben.

In Summa läuft die Theorie des Aristoteles auf die Auffassung einer immateriellen Seele hinaus und bereitet jene Klassifikationen unterschiedener Fähigkeiten — unabhängiger Wesenheiten — vor, welche bis in die neueste Zeit hinein das Studium der Psychologie beherrscht haben. Jedoch giebt er die Abhängigkeit des Verstandes von der Sinneswahrnehmung zu; er erkennt an, dass wir nicht nachdenken noch Schlüsse ziehen können ohne Sinneseindrücke (*φαινομενα*); aber er widerspricht sich, indem er behauptet, dass die Verstandesthätigkeit ohne körperliches Organ vor sich geht, dass sie die reine und einfache Form ist; dies widerspricht seiner eigenen Hypothese von der unlöslichen Korrelation der Form und der Materie.

Hier fällt der grosse Denker in die theologische Metaphysik zurück.

Seine Metaphysik führt ihn dazu, gleichzeitig auf die Unsterblichkeit und auf die Immaterialität des Verstandes zu schliessen.

Nach ihm hat der Verstand zwei Arten der Grade:

1. der empfangende Verstand, intellectus patiens; dieser stirbt mit dem Körper;
2. der aktive, schaffende, erzeugende Verstand, intellectus agens, der *νοῦς θεωρητικός*; dies ist die reine Verstandes-Energie, trennbar vom thierischen Körper, immateriell und unsterblich.

Hier ist der historische Ursprung des Spiritualismus der späteren Jahrhunderte; aber in der Ernährungsseele und Empfindungsseele des Meisters erkennen wir noch den Zusammenhang seiner Psychologie mit der primitiven Hypothese von zwei gleichmässig materiellen Elementen, welche das menschliche Wesen zusammensetzen. Der Endpunkt der Psychologie knüpft direkt an ihren Ausgangspunkt an, trotz des Abstandes, der sie trennt, und ihrer verschiedenen Schlussfolgerungen.

## Die Wölfin.

Von Giovanni Verga in Neapel.

Sie war gross und mager, ihre Formen, obgleich sie nicht mehr jung war, üppig und fest; ihr Antlitz war so blass, dass man meinen konnte, sie sei malariakrank, und in dieser Blässe schimmerten zwei grosse Augen und frische rothe Lippen, die Alles zu verzehren schienen.

Im Dorfe nannte man sie *die Wölfin*, weil sie nie genug bekommen konnte. Die Frauen warfen sich Blicke zu, wenn sie vorüber ging, allein, wie eine Hündin, mit jenem unruhig zögernden Schritt der hungrigen Wölfin, die bald mit ihren rosigen Lippen ihre Gatten und Söhne verspeist haben würde, die sie mit dem Blick ihrer satanischen Augen an sich zog, und hätten sie am Fusse des Altars der heiligen Agrippina gesessen. Zum Glück ging die *Wölfin* nicht mehr zur Kirche, weder zu Weihnachten noch zu Ostern, weder zur Messe noch zur Beichte. Der Abbé Angiolino von Santa Maria di Gesù, der doch ein wahrer Diener Gottes gewesen war, er hatte ihretwegen sein Seelenheil verloren.

Die arme Mariechia, das brave, gute Kind weinte bittere Thränen, weil sie die Tochter der *Wölfin* war. Niemand hatte sie noch zur Frau begehrt, obgleich sie doch ihre schöne Aussteuer und ein Stück Land besass, so gut wie alle anderen Mädchen im Dorfe.

Eines schönen Tages verliebte sich die *Wölfin* wie toll in einem hübschen Jungen, der eben vom Militär zurück kam. Sie hatte gemeinsam mit ihm auf den Feldern des Notars Heu eingesammelt.

Sie war glühend, rasend in ihn verliebt; sie fühlte, wie ihr Körper unter ihren Kleidern glühte, und wenn sie ihm in die Augen sah, empfand sie einen brennenden Dutt, wie man ihn im Juni fühlt, wenn man in heisser Mittagszeit draussen auf weiter Ebene ist.

Er aber sammelte ganz ruhig sein Heu weiter ein und fragte sie nur, während er mit der Nase auf der Garbe lag: Was habt Ihr denn, Mutter Pina? Und die *Wölfin* häufte Garbe auf Garbe und Bund auf Bund in den unendlichen Feldern, wo man keinen Laut vernahm ausser dem Gesurre der auffliegenden Grillen. Sie arbeitete in der heissen Mittagssonne ohne zu ermüden, ohne sich auch nur ein einziges Mal aufzurichten oder einen Tropfen Wasser zu trinken, um nur ja jedem Schritt Nannis folgen zu können, der sammelte und sammelte und nur von Zeit zu Zeit fragte:

— Was wollt Ihr nur, Mutter Pina?

Eines Abends aber, als die Männer, müde von der langen Tagesarbeit auf dem Gute schliefen, und die Hunde durch die weite, schwarze Ebene heulten, da sagte sie ihm, was sie wollte: Dich selber will ich! Dich; denn Du bist schön wie die Sonne und süss wie der Honig. Dich selber will ich!

— Und ich dagegen will Deine junge Tochter, erwiderte Nanni.

Die *Wölfin* sagte kein Wort. Sie fuhr sich mit der Hand durch's Haar, rieb sich die Stirn und ging, ohne je wieder auf's Gut zu kommen. Im Oktober aber, zur Zeit, wo man das Olivenöl bereitet, sah sie Nanni wieder. Er arbeitete dicht neben ihrem Hause und das Geräusch der Oelpresse raubte ihr Nachts den Schlaf.

— Nimm den Olivensack, befahl sie ihrer Tochter und komm mit!

Nanni stiess mit der Schaufel die Oliven in die Maschine und trieb das Maulthier an.

— Wollt Ihr meine Tochter Mariechia? fragte ihn die *Wölfin*.

— Und was gebt Ihr Eurer Tochter Mariechia mit? erwiderte Nanni.

— Das Gütchen ihres Vaters gehört ihr und ausserdem gebe ich ihr mein Haus; nur einen Winkel in der Küche werde ich mir behalten, wo ich meinen Strohsack hinlegen will.

— Wenn es so liegt, wollen wir zu Weihnacht darüber reden, sagte Nanni. Nanni war ganz beschmutzt und über und über mit Oel bespritzt. Mariechia wollte ihn um keinen Preis; aber ihre Mutter zog sie an den Haaren vor den Herd und sagte ihr zähneknirschend: — Wenn Du ihn nicht heirathest, tödte ich Dich!

Die *Wölfin* war eine andre geworden, und die guten Leute meinten: Wenn der Teufel alt wird, wird er ein Heiliger. Wirklich lief Pina nicht mehr wie ehemals umher, und auf der Schwelle ihres Hauses sah man sie nicht mehr wie früher mit den Augen einer Besessenen sitzen. Wenn sie ihren Schwiegersonn so anstarrte, die Augen in die seinen getaucht, so lachte er wohl und zog sein Amulet von Unserer lieben Frau hervor, um sich damit zu schützen. Mariechia blieb zu Haus, um ihre Kinder zu warten; ihre Mutter aber ging auf die Felder hinaus mit den Männern. Sie arbeitete wie ein Mann, jätete, grub die Erde um, führte den Maulesel, und beschnitt die Weinstöcke, ob der kalte Nordost im Januar wehte oder der Sirocco im August; zu der Tagesstunde aber, wo die ermüdeten Thiere den Kopf sinken lassen, und die Männer längs der Mauer, auf dem Rücken hingestreckt schlafen, zu jener Stunde zwischen Tag und Nacht, wo keine ehrbare Frau sich draussen blicken lässt, war Pina die einzige lebende Seele, die in den Feldern umherirrte. Bald schritt sie über den heissen Sand eines Fusspfades, bald durch die versengten Stoppeln der unendlichen Felder, die sich in dämmernder Ferne verloren, am schneeigen Aetna, wo Himmel und Erde zusammenfliessen.

Wach' auf, sagte die *Wölfin* zu Nanni, der, die Arme unter'm Kopf, in einem Graben gegen einen staubigen Zaun gelehnt, schlief.

Wach' auf, ich habe Dir Wein gebracht, um Dir die Kehle zu netzen.

Nanni riss, noch halb im Schlaf, erstaunt die Augen auf, als er sie so vor sich stehen sah, bleich, mit der mächtigen Brust und den kohlschwarzen Augen.

— Nein, nein, ehrbare Frauen gehen nicht aus um diese Stunde, stiess Nanni hervor und vergrub sein Gesicht in das trockene Gras am Grunde des Grabens und wühlte mit der Hand in seinem Haar.

— Geh' weg, geh' weg! und komm' nie mehr wieder in die Scheune.

Und die *Wölfin* ging; das herrliche Haar war wieder aufgesteckt und mit den kohlschwarzen Augen starrte sie grade vor sich hin in das glühende Gras. Aber sie kam wieder in die Scheune und Nanni sagte nichts mehr; und wenn sie nicht kam in jener unbestimmten Stunde, wo die Nacht hereinbricht, ging er ihr mit feuchter Stirn auf dem weissen, verlassenem Flusspfad entgegen; — und nachher wühlte er mit der Hand in seinem Haar und sagte immer wieder: Geh' weg, geh' weg und komm nicht mehr

in die Scheune! — Mariechia weinte Tag und Nacht, wenn die Mutter bleich und stumm von den Feldern heimkehrte, konnte sie sie nicht ansehen, ohne dass brennende Thränen der Eifersucht ihr in die Augen schossen, in die Augen einer jungen, eifersüchtigen Wölfin, die auch sie nun war.

Ruchloses Weib, ruchlose Mutter!

— Schweig!

— Diebin! Diebin!

— Schweig!

— Ich gehe und verklage Dich beim Schulzen.

— So geh!

Und sie ging wirklich, ihre Kinder auf dem Arm, ohne Furcht, ohne Thränen, wie eine Wahnsinnige; denn jetzt liebte auch sie diesen Gatten, den man ihr aufgezwungen hatte, als er schmutzig und mit Olivenöl bedeckt war.

Der Dorfschulze liess Nanni zu sich rufen und drohte ihm mit der Galeere und dem Galgen. Nanni schluchzte und zerraupte sich das Haar; er leugnete nicht; er versuchte nicht einmal, sich zu entschuldigen. Er sagte nur: Es ist eine Versuchung, eine Versuchung der Hölle; und er warf sich dem Schulzen zu Füßen und flehte ihn an, ihn in's Gefängniß zu werfen.

— Um Gottes Willen, Herr Schulze, reisst mich aus dieser Hölle! Tödtet mich, schickt mich in's Bagno, lasst sie mich nie, nie mehr wiedersehen!

Die *Wölfin* aber antwortete ganz anders: Als ich ihm mein Haus zur Mitgift gab, behielt ich mir einen Winkel in der Küche für mich vor, um dort zu schlafen. Das Haus gehört mir, und ich gehe nicht hinaus.

Kurz nachher wurde Nanni durch den Huf eines Pferdes an der Brust verwundet und lag todtkrank darnieder; aber der Pfarrer wollte ihm nicht das heilige Abendmahl reichen, wenn die *Wölfin* nicht aus dem Hause ginge. Die *Wölfin* ging, und so konnte sich ihr Schwiegersohn vorbereiten, ebenfalls als guter Christ zu scheiden. Er beichtete und nahm dann das Abendmahl mit den Zeichen so tiefer Réue und Zerknirschung, dass alle Nachbarn und Neugierigen am Bette des Sterbenden bitterlich weinten. Und wahrlich, besser wäre es für ihn gewesen, hätte ihn der Tod in diesem Augenblick ereilt, statt dass der Teufel ihn von neuem versuchen und ihn an Körper und Seele verderben konnte, als er genesen war.

— Lass' mich, sagte er zur *Wölfin*, um Himmels willen, lass' mich in Frieden! Ich habe dem Tod in's Auge gesehen! Die arme Mariechia verzweifelt. Alle Leute wissen es jetzt! Es ist besser für Dich und für mich, wenn ich Dich nicht sehe . . . .

Und er hätte sich die Augen ausreissen mögen, um nur nicht mehr die der *Wölfin* zu sehen, die ihm die Besinnung raubten, seitdem sie auf ihn gerichtet waren. Er wusste nicht mehr, was er thun sollte, um ihrem Zauber zu entinnen. Er liess Messen lesen für die Seelen, die im Fegefeuer brannten, und flehte den Pfarrer und den Schulzen um Hülfe an. Zu Ostern beichtete er und that in der Kirche öffentlich Busse und nachher, als die *Wölfin* immer wieder kam, ihn zu versuchen, sagte er ihr:

— Höre jetzt! Komme nicht mehr in die Scheune, denn kommst Du noch einmal mich zu suchen, so tödte ich Dich um Gottes willen!

— Tödte mich, wenn Du willst, antwortete die *Wölfin*; aber ohne Dich mag ich nicht leben.

Und eines Tages, als er sie durch die grünenden Kornfelder von weitem sah, hielt er inne im Jäten des Weinbergs und griff nach dem Beil. Bleich sah ihn die *Wölfin* herankommen; in der Hand schwang er das Beil, dass es in der Sonne blitzte.. Sie wich nicht einen Schritt zurück; sie zuckte nicht; die Hände voll rother Mohnblüthen ging sie ihm entgegen, ihre schönen, schwarzen Augen verzehrend auf ihn geheftet.

— Ah! Verflucht sei Deine Seele, stieß Nanni hervor.

## → Rundschau. ←

### Von den Hochschulen.

**Charlottenburg, 17. November 1896.**  
Am 16. d. M. stand an der technischen Hochschule der in voriger Nummer des S. A. mitgetheilte Antrag (betr. Errichtung eines Ehrengerichts) in einer Studenten-Versammlung zur Debatte. Sie verlief, das will ich vorweg nehmen, insofern resultatlos, als der Antrag mit 273 gegen 176 Stimmen fiel. Bevor ich jedoch auf Einzelheiten eingehe, muss ich zur Orientirung über Zusammensetzung und Stimmberechtigung der Versammlungen einige Bemerkungen vorausschicken.

Der Ansschuss der Studentenschaft, der diese öffentlich vertritt, Versammlungen einberuft und leitet, die Krankenkasse verwaltet etc. wird von den Studenten gewählt, die sich für 3 Mk. den Beitritt zur Krankenkasse und für 1,50 Mk. die Theilnahme an den allgemeinen Vergünstigungen erkaufen. Nur diese im Besitz der sog. Ausschusskarte befindlichen haben Stimmrecht in den Versammlungen, entscheiden also auch über alle Studenten gleichmässig angehende Angelegenheiten. Die Besetzung des Ausschusses ist nun eine Domäne der Korporationen und grossen Vereine. Die Mitglieder dieser haben ja Zeit und Geld, sich den Pflichten, die ein solches Amt mit sich bringt, zu unterziehen, und haben, da sie von ihren Vereinen gezwungen werden Ausschusskarten zu lösen und die Versammlungen pünktlich zu besuchen, auch immer die Majorität in denselben.

Die nicht Inkorporirten dagegen, bei

denen dieser Zwang nicht besteht, die einestheils den Werth des Ausschusses für problematisch halten, anderentheils, weil sie einen Arzt unter ihren Bekannten haben, oder aus anderen Gründen die Krankenkasse nicht brauchen, der Vergünstigungen aber, da diese eben für alle Studenten und nicht nur für Besitzer der Ausschusskarte gewährt werden, auch theilhaftig werden, waren bis vor ca. 1 $\frac{1}{2}$  Jahren im Ausschuss fast nie vertreten. Erst einzelne Uebergriffe des Ausschusses riefen eine „Wildenbewegung“ hervor und es gelang es ihnen damals 2 Kandidaten für den Ausschuss durchzubringen, welche Zahl aber nach einem Kompromiss mit den Korporationen nicht überschritten werden darf. Um der Wildenbewegung einen Halt zu geben, wird seit jener Zeit ein Wildenkomitee, bestehend aus 3 Mitgliedern, halbjährlich gewählt, das bisher jedoch nur ein Scheindasein führte. Erst in diesem Semester scheint es zum Leben erwacht zu sein, indem ein Mitglied desselben den Geist der Zeit be-greifend, eben jenen Duellantrag einbrachte. Aus den oben angeführten Verhältnissen und Bestimmungen erklärt es sich nun, dass, ogleich die Betheiligung der Wilden an dieser Versammlung der Korporationen gleich kam, unter den ca. 600 Anwesenden sich nur 450 Stimmberechtigte befanden, unter denen wieder die Korporationen die Majorität hatten.

Die Versammlung fand in der in Folge des starken Besuches bis auf das letzte Plätzchen vollbesetzten Aula statt. Anfangs schienen die Aussichten für den

Antrag gut. Denn nachdem der Antragsteller denselben in feuriger Rede im Sinne der schon mitgetheilten Motive begründet hatte, sprachen hintereinander noch 5 Redner für denselben. Erst nach diesen erklärte ein Herr vom S. C., natürlich ganz persönlich und nicht als Vertreter des S. C. — dieser hält es unter seiner Würde, mit Leuten, wie der Antragsteller und dessen Anhängerschaft, in Unterhandlungen zu treten — „wir haben unsere Ehrengerichte und brauchen keine mehr.“ Liess schon diese Erklärung die Absichten der Herren erkennen, so wurde bald noch klarer, dass sich die Korporationen jedem Eingriff in ihre „Rechte“ widersetzen würden — denn dafür hielten sie den Antrag, der ja auch von einem „Wilden“ ausging. — Sie beteiligten sich an der 3 $\frac{1}{2}$  stündigen Debatte nur soweit, um nicht den Schein zu erwecken, dass sie abgekartetes Spiel trieben. Obgleich in Folge dessen die grosse Mehrzahl der Redner für den Antrag sprach, wer das Resultat das oben erwähnte, was nach den Reden der Gegner auch Niemanden überraschte. Einige Redebliüthen dieser, die den Geist, der unter ihnen herrscht, voll und ganz kennzeichnete und werth sind, der Nachwelt überliefert zu werden, will ich zur Erheiterung und Erbauung der Leser des S. A. hier anführen. So wurde z. B. geäußert: „Es ist traurig, dass in einer Versammlung deutscher Studenten ein derartiger Antrag solch' grossen Anklang finden kann, wo doch die deutsche Studentenschaft in der Person ihres ritterlichen Kaisers ein solch' herrliches Vorbild hat, der selbst seiner Zeit als Mitglied der Bonner Borussia einen Ehrengang gefochten hat, und wo noch heut zwei Prinzen diesen Standpunkt vertreten . . . Es ist wahrlich eines deutschen Studenten würdiger nach jener (des Kaisers) Seite zu halten, als nach derjenigen der Herren mit Namen Rosenhain, Rosenblum etc.“

Ein Anderer sagte: „50 pCt. von uns müssen dienen; drei Viertel dieser wiederum sind Reserve-Offiziersaspiranten; diese sind zu unbedingter Satisfaction verpflichtet, und, so lange S. M. das nicht umändert, können wir nichts dagegen thun.“

Ein Dritter ferner: „Es ist sehr traurig, dass der Appell an S. M. keinen Anklang findet! Das Duell ist ein Mittel, um den Anstand zu wahren. Wer weiss, dass er für seine Rüpeleien mit seiner Person nicht einzutreten braucht, begeht solche viel eher, wie ein Anhänger

des Duells. (Die Praxis beweist leider das Gegentheil.) Es würde dann überhaupt keine anständige Contrahage mehr zusammenkommen.“

Noch in anderer Beziehung war die Versammlung vom 16. interessant. Bevor das Protokoll weiter verlesen, wurde die Oeffentlichkeit ausgeschlossen — d. h. alle Hospitanten und die Studenten ohne Ausschuss-Karte mussten den Saal verlassen. — Der so geläuterten Versammlung wurde nun mitgetheilt, dass einer jener Vorkämpfer für Religion, Sitte und Ordnung, ein Herr „von“, der von gleichgesinnten Kommilitonen in den Ausschuss gesandt, und von diesem zur Verwaltung der Krankenkasse auserwählt worden war, diese um den Betrag von 3000 Mark geschädigt habe, und dass die Familie dieses Herrn es abgelehnt habe, den Betrag zu ersetzen. Der akademische Verein, dessen Mitglied jener Herr „leider“ gewesen ist, hat nun zwar den dritten Theil des Schadens ersetzt, was sehr anerkennenswerth ist, doch müssen trotzdem die Vergünstigungen der Kasse zum Theil eingeschränkt werden. Durch den Ausschluss der Oeffentlichkeit — der zudem eine Vergewaltigung der der Krankenkasse angehörigen Hospitanten darstellt — schlägt der Ausschuss dieselbe Praxis ein, wie die konservative Partei mit dem jetzigen Zuchthäusler Hammerstein; ob sein Ansehen dadurch wachsen wird, ist zum mindesten fraglich. Nach den fortgesetzten Diebstählen, die an der technischen Hochschule stattfinden, ist solches Zartgefühl auch einem Herrn „von“ gegenüber nicht angebracht, und gerade der Ausschuss müsste der Führer in einem Kampfe sein, der uns befreit von solchen Elementen. Ob und wie der Herr zur Verantwortung gezogen worden ist, wurde nicht mitgetheilt. Aus diesem Vorfalle resultirt gewiss auch die Unmöglichkeit, sich gegen die „Insultationen“ des „Vorwärts“ zu schützen.

—, 29. November 1896. Auch die zweite Vergewaltigung durch die Korporationen konnte die in Fluss gekommene Antiduell-Bewegung nicht mehr aufhalten. Es thaten sich zunächst ca. 20 Gleichgesinnte zusammen, um weitere Schritte zu berathen und traten dann am 27. November vor eine Wildenversammlung. Da an ein allgemeines Ehrengericht für alle Studirende nicht mehr zu denken war, wurden dieser Versammlung die Statuten eines solchen für alle diejenigen, die es anerkennen wollen — zu denen auch

schon zwei Korporationen gehören — vorgelegt. Der Vorschlag wurde gegen wenige Stimmen angenommen und ein zehnköpfiges Komitee gewählt, dass die Statuten endgiltig festsetzen und alle weiteren Schritte zur Errichtung des Ehrengerichts etc. thun soll.

Die der Abstimmung vorangehende Debatte war zum Theil sehr stürmisch, so dass der Vorsitzende mehrere Male mit Vertagung der Versammlung drohen musste. Hervorgerufen wurden diese Szenen durch das unqualifizirbare Auftreten zweier Herren, die allem Anscheine nach darauf ausgingen, die Versammlung zu sprengen. Da nämlich nach der letzten Versammlung die Tageszeitungen Notizen über den Ausfall derselben brachten, die den Anschein erwecken konnten, als hätte sich die Majorität der ganzen Studentenschaft gegen den Antrag erklärt, hatte der Antragsteller und einige seiner Bekannten an mehrere Blätter aller politischen Richtungen, also auch an den „Vorwärts“, einige berichtigende Zeilen eingesandt, um deren „liebenswürdige“ Aufnahme in dem „geschätzten“ Blatte gebeten wurde. Dass man sich nun gegen einen politischen Gegner desselben Anstandes bedienen könne, wie gegen seine anderen Mitmenschen, war einem der Herren, die noch in der Versammlung vom 16. beweglich klagten, dass sie sich gegen die Insultationen des „Vorwärts“ nicht schützen könnten, gewaltig in die Krone gefahren. Deswegen ergriff ein Herr Lücke — Mitglied des Ausschusses und desjenigen Vereins, dem auch unser verflossener Krankenkassenverwalter angehört hatte — die günstige Gelegenheit, um sich mit wahrer Wollust in einer Fluth von Schimpfworten gegen den „Vorwärts“ zu wälzen.

Der zweite Held des Tages war ein Herr Haferstroh, der in der Selbstkastration schon soweit fortgeschritten ist, dass er, ein „Wilder“, sich zum Vertheidiger der Korporationen aufwarf. Dieser Herr hatte wie schon oben erwähnt, von einem Ehrengange S. M. geschwafelt, und auch erklärt, dass er mit S. M. am Duell festhielte. Darob war er bei der Duelldebatte im Reichstage vom Abgeordneten Lenzmann arg mitgenommen worden. Dies wollte Herr H. als Blamage der ganzen Studentenschaft hinstellen, wurde aber von der Versammlung gründlich abgeführt. Unterdessen hatte Herr v. Maltik im Namen mehrerer S. C. Mitglieder in der Nationalzeitung eine Erklärung gegen die Lenzmann'sche Rede

losgelassen, in der er sagt: „von allen dem S. C. angehörigen Rednern ist in der Versammlung darauf hingewiesen worden, dass auch sie mit der Ansicht S. M. des Kaisers darin übereinstimmen, dass die Duellensitte auf das Schärfste zu verwerfen und zu bekämpfen sei.“ Da aber nicht nur ich, sondern auch Andere die Worte der Redner vom S. C. noch während und bald nach der Versammlung festgenagelt und von solchen Aeusserungen nichts vernommen haben, erscheint diese lahme Wortspielerei in sehr bedenklichem Lichte und nur durch die Annahme erklärbar, dass die Herren nicht mehr wissen, was sie sprechen.

Hoffentlich hält der frische Wind, der momentan weht und jenen Herren, die ihre heiligsten Güter bedroht sehen, die Köpfe verwirrt hat, auch an und entwickelt sich zum Sturme, der sie sammt ihren alten Vorurtheilen hinwegfegt. Ob das nun die heutige Gesellschaft noch fertig bringt, oder ob sie unserer Zukunfts-Gesellschaft die Radikalkur vorbehält, bleibt sich gleich, jedenfalls dürfen auch wir nicht ruhen, sondern müssen die Agitation, die an allen Hochschulen in die Wege geleitet werden soll, thatkräftig unterstützen, damit es recht bald von dieser Ordnungssäule heisst:

Auch sie ist schon geborsten,  
Kann stürzen über Nacht.

G. K.

## Litteratur.

**Dr. E. Kraepelin**, Prof. der Psychiatrie in Heidelberg: **Zur Hygiene der Arbeit**. Verlag von Gustav Fischer, Jena 1896.

Der Verfasser unternimmt es, die allgemeinen Gesichtspunkte festzustellen, nach welchen — rein theoretisch — die Arbeit, sowohl körperliche wie geistige, in einer der Gesundheit des Einzelnen und dem Volkwohl möglichst förderlichen Weise zu gestalten sei. Die Schrift bringt nicht, wie man annehmen könnte, einen Beitrag zur „Arbeiterhygiene“, etwa Vorschläge über Einrichtung und Betrieb von Fabriken oder dem Verwandtes, sondern es handelt sich hier um eine physiologische Untersuchung der menschlichen Arbeitsfähigkeit im Allgemeinen, wobei allerdings des Zusammenhangs derselben mit den sozialen Verhältnissen gedacht wird, freilich in einer von der unsrigen ziemlich abweichenden Anschauungsweise. Die „Arbeit“ trägt nach K. ein „Doppelantlitz“, Fluch und Segen liegen in ihr. Einerseits ist sie das notwendige Erwerbsmittel zum Zwecke des

Lebens und Lebensgenusses, aber ein nothwendiges „Uebel“, daher ihre geringwerthige Stellung von Urzeiten an: „Im Schweisse Deines Angesichts“ u. s. w. heisst es schon in der Bibel, und für unsere Vorfahren zu Zeiten des Tacitus war sie eine Schande für jeden freien Mann, ebenso im klassischen Alterthum. Andererseits ist sie heute wenigstens „nicht mehr das traurige Verhängniss des Unterdrückten, sondern das köstliche Vorrecht des Gesunden“, „die reinste und unversieglichste Quelle menschlichen Glückes überhaupt“. Daher werde ihre Last heute nicht mehr so drückend empfunden, wie ehemals, daher sähen wir „Prinzen und gekrönte Häupter in den Wettstreit der Kräfte auf dem Gebiete der Kunst etc. eintreten“, daher das trotziges Selbstbewusstsein der Arbeiter u. s. w. Dass wir mit diesen Anschauungen nicht übereinstimmen, braucht den Lesern dieser Zeitschrift nicht erst gesagt zu werden, wir sehen im Gegentheil in der Arbeit nur ein nothwendiges Uebel und befinden uns daher in einem fortdauernden Kampfe mit der uns umgebenden Natur, um durch höchste Anspannung aller Kräfte der Technik etc. menschliche Arbeit möglichst einzuschränken, uns ist die Arbeit nur Mittel zum Zweck, d. i. Lebensgenuss, nicht Selbstzweck, und darum unterstützen wir alle Bestrebungen der Arbeiterklasse nach diesem Ziele hin, wobei bemerkt sei, dass Beschäftigung mit Kunst u. s. w. wohl mehr als Lebensgenuss, nicht als Arbeit in diesem Sinne aufzufassen ist. Einen gemeinsamen Boden der Verständigung betritt der Verfasser erst wieder, wenn er nun, freilich mit einem nicht ganz zu lösenden Widerspruch mit sich selbst, eine vernünftige Eintheilung der Arbeit nach Zeit, Kraftaufwand u. s. w. fordert, welche er dann in Folgendem in grossen Zügen skizzirt. Er hat Experimental-Untersuchungen zur Messung der Grösse der Arbeitsleistung — sowohl für körperliche Arbeit durch Hebung von Gewichten, als auch für geistige durch einfache Rechen- und Lernaufgaben — angestellt, nach einem von Mosso angegebenen Verfahren. Dieselben ergeben, dass jede Arbeit einen Verbrauch von Kraftvorräthen mit sich bringt, dieselben müssen ersetzt werden, die Arbeit erzeugt in den Muskeln giftige Stoffe, welche die Gewebe des Körpers verändern, die Arbeitskraft herabsetzen. Dies Sinken der Arbeitskraft äussert sich 1) in der Ermüdung, 2) in dem fortschreitenden Sinken der Arbeitsleistung und zwar sowohl quantitativ als quali-

tativ. Hier zeigt sich auch eine Wechselwirkung zwischen körperlicher und geistiger Arbeit, die gegenseitig auf einander wirken können. Die Ermüdung kündigt sich uns deutlich an in dem Gefühle der Müdigkeit, der Ermattung, dieses Gefühl ist rein subjektiv und wohl zu unterscheiden von der rein objektiven „Ermüdung“; es braucht daher nicht nothwendig beides zugleich bei anstrengender Arbeit einzutreten, die Müdigkeit kann z. B. trotz starker Ermüdung fehlen. Die Müdigkeit ist gewissermassen das Warnungszeichen für uns, das Sicherheitsventil, welches anzeigt, dass die Arbeit in einem gegebenen Momente zu viel geworden; natürlich individuell sehr verschieden. Wichtig sind hierbei auch Willensanstrengungen und Gemüthsbewegungen, die oft entweder antreibend oder hemmend wirken; ebenso Arzneien und Genussmittel, wie Alkohol u. s. w., wobei die Menge, welche eingenommen wird, wesentlich in Betracht kommt. Das natürlichste und wirksamste Kampfmittel gegen die Ermüdung ist die Ruhe, hier wird der Verbrauch der Kräfte eingeschränkt, die Zerfallstoffe werden beseitigt. Verfasser bespricht dann in längeren Ausführungen die Wirkungen von Ruhepausen, Schlaf, Nahrungsaufnahme, Uebung, Erholung, Art der Erholung u. s. w., und betont besonders die Nothwendigkeit der Abwechslung in der Thätigkeit; hier bestehen innige Berührungen zwischen der Hygiene der Arbeit und der sozialen Frage. Es müsse daher unsere vornehmste Sorge sein, das heranwachsende Geschlecht planmässig und gewissenhaft zur Arbeit zu erziehen. Auch das Weib habe ein Recht auf Arbeit, auf die volle Entwicklung seiner Kräfte, und endlich schliesst Verfasser wie er begonnen: „Mensch sein, heisst Kämpfer, Arbeiter sein, köstlich wird unser Leben erst dann, wenn es Mühe und Arbeit gewesen ist“. Darum soll schon die Schule die Jugend vor Allem zur Arbeit tüchtig machen, die Arbeitskraft festigen, nicht Gedächtnisskram üben; wie die Schule das aber machen soll, verschweigt leider der Verfasser, ebenso wie er sich überhaupt die Verwirklichung seiner sonst theoretisch nicht zu missachtenden Winke für Einrichtung einer Hygiene der Arbeit denkt, wozu er auch einen — allerdings für jeden Arbeiter individuell zu normirenden — Normalarbeitstag rechnet. Recht ideologisch empfiehlt er zur Erreichung dieses Zieles Selbstzucht, Erziehung u. s. w., wobei wir seinen

Hinweis auf eine Umgestaltung unseres Heerwesens von einer drückenden Last zu einer Art Fortbildungsschule ihm nicht zu hoch anrechnen können, da er ebenfalls den Weg zu diesem Ideale uns vorenthält.

Dr. P. Chr.

**J. Stern, Morgenroth**, Sozialdemokratische Fest- und Zeitgedichte, Verlag von Max Helzle, Stuttgart. Die Gedichte, aus deren Mitte das in voriger Nummer veröffentlichte „Neue Studentenlied“ genommen war, legen Zeugnis für einen starken Enthusiasmus ab; es sind zum Theil Kampflieder im besten Sinne des Worts. Der Natur ihrer Entstehung, sie wurden meist zu bestimmten äusseren Anlässen, Festen etc. gedichtet, entspricht es, dass die Form oft allzu sehr von der Tendenz misshandelt wird; da es aber immer Leute geben wird, die für einen Leitartikel mehr inkliniren, wenn er sich in Reimen präsentiert, so wird die Gedichtsammlung wohl den Wünschen vieler entsprechen.

-en-

### Revue.

Die „*Neue Zeit*“ brachte in ihren letzten Heften eine Diskussion von Bax und Kautsky über die materialistische Geschichtsauffassung, sowie eine Artikelserie „Probleme des Sozialismus“ von Eduard Bernstein. Auf all' diese Aufsätze wollen wir ein ander Mal im Zusammenhange eingehen. Heute will ich nur auf die „kritischen Bemerkungen zu Bebel's Buch: „Die Frau und der Sozialismus““ in No. 10 hinweisen. Der Autor, Simon Katzenstein, unternimmt es, die Anschauungen über die zukünftige soziale Organisation, die Bebel in seinem bekannten Buche entwickelt hat, streng zu prüfen, und kommt so dazu, eine ganze Reihe derselben durchaus zu verwerfen. So prinzipiell anerkennenswerth dies Bestreben ist, so wird man in allen einzelnen Punkten des Artikels mit dem Verfasser schwerlich übereinstimmen können. In seinen Ausführungen über den Staatsbegriff hat Katzenstein mit seinen kritischen Bemerkungen völlig Recht; in der That ist es ein einfaches Versteckspiel, den Ausdruck Gesellschaft da einzuführen, wo die Funktionen des Staats, wenn auch im beschränkten Maasse, noch vorhanden sind; doch ist er im positiven Theil auch noch nicht zur Klarheit gelangt, wie seine Unterscheidung von sozialdemokratischer Staatswirthschaft und anarchistischer Gruppenwirthschaft zeigt. Ein fundamentaler Unterschied zwischen

beiden Systemen existirt nicht. Die anarchistischen Systeme sind, sofern sie überhaupt logisch möglich sind, nur als spätere Stadien des Sozialismus aufzufassen.

Ein viel zu grosses Gewicht wird meines Erachtens von dem Verfasser auf die Erscheinungen des kriminalistischen Gebietes gelegt. Es handelt sich darum, den normalen Vorgang des sozialen Lebens darzuthun; das Verbrechen gehört mit anderen abnormen Erscheinungen (z. B. Epidemien u. dergl.) in eine besondere Rubrik der pathologischen Spezialfälle. Und diese können, einmal zugegeben, dass gewisse Staatsfunktionen aufrechterhalten sind, leicht abgethan werden.

Symptomatisch bedeutsam sind die Vorstellungen, die der Autor über Ehe und Geburten in einer sozialistischer Gesellschaft hegt. Zur Verhütung der erblichen Belastung und zur Beförderung der Regeneration soll eine Regelung der Heirathen durch staatliches Eingreifen statthaben. In dem Aufsätze wird dies freilich nicht ausdrücklich gesagt, doch als die einzige Möglichkeit offen gelassen. Die Behörde hätte somit über die Qualität der Personen zu entscheiden und je nach der Ansicht, die sie gewonnen, die Erlaubniss zur Ehe zu verweigern oder zu erteilen.\*) Ich glaube, eine solche Anschauung ist wohl unhaltbar. Man muss sich nach dem Wegfall der äusseren Motive (günstigere soziale Position) auf die Zuchtwahl verlassen; und wenn vielleicht auch nicht in allen Fällen die besten aller möglichen Kinder zur Welt kommen: in dem intimsten Vorgang des Seelenlebens, bei der Vereinigung zweier Personen, da wäre eine Kontrolle der hohen Obrigkeit doch gar zu — unzweckmässig.

Sehr wichtig ist das über die Arbeitheilung und Berufsbildung Gesagte. Doch begehrt Katzenstein hierbei den Fehler, die verschiedenen Stadien der sozialistischen Gesellschaft nicht von einander zu trennen, und nur diese Trennung kann uns hier zu klaren Vorstellungen verhelfen. Ich denke, dass in dem ersten Stadium die Regelung durch den Accord stattfindet, wobei dann eine absolut freie Berufswahl freilich ausgeschlossen ist. Bei steigender Produktivkraft könnte dann sehr wohl die Einrichtung eines Arbeitsheres ge-

\*) Konsequenter Weise dürfte der Staat auch bestimmte Personen zwingen, einander zu heirathen, wenn er der Ueberzeugung ist, dass diese Ehe eine tüchtige Nachkommenschaft gewährleistet.

troffen werden, vorausgesetzt, dass die tägliche Arbeitszeit bereits eine sehr kleine ist. Irgend eine Form der körperlichen Arbeit lässt sich schliesslich für Jeden finden, auch für einen Joachim. In dem nach unseren Begriffen idealen Stadium, dem des kommunistischen Anarchismus, ist die ganze Frage eo ipso gelöst, da die Voraussetzung seiner Existenz ja die ist, dass die technischen Verhältnisse einen direkten Ueberfluss an Produktion gestatten, und diese daher durch die Arbeit weniger Liebhaber zu Stande kommt.

Anders steht es um die geistige Arbeit, oder, um speziell bei dem vorliegenden Aufsatz zu bleiben, um die schriftstellerische Production. Die Regelung des Verlagswesens ist in der That nicht so einfach. Dem Bebel'schen Vorschlag von der Abschätzung der schriftstellerischen Leistung durch „Sachverständige“ kann man allerdings nicht zustimmen. Die „Sachverständigen“ sind beim besten Willen immer ein Ende hinter dem Schaffenden. Man denke an die Literaturprofessoren und die Dichter, an „Florian Geyer“ und seine Kritiker, an die Entstehung der Descendenztheorie. Aber auch die Lösung, die Katzenstein gefunden zu haben glaubt, ist unzureichend. Es soll eine Kostengarantie übernommen werden. Ja, aber es ist doch sehr zweifelhaft, ob gerade für die besten Werke, für diejenigen, die ihrer Zeit am weitesten voraus sind, sich eine solche finden wird; ich denke: man muss auch hier wieder die verschiedenen Stadien berücksichtigen. Im ersten Stadium wird der Staat als Unternehmer sein Verlagsrecht gerade so ausüben, wie heute jeder Privatverleger: er wird das aufnehmen, was voraussichtlich genügenden Absatz finden wird.\*) Um eventuelle Willkür einzuschränken, könnte eine Sachverständigen-Kontrolle in Kraft treten, aber nur im positiven Sinne, d. h. sie dürfte die Drucklegung nicht angenommener Bücher verlangen, nie aber die der angenommenen verbieten. In den späteren Stadien, wenn alle technischen Schwierigkeiten überwunden sind, wird einfach alles gedruckt, was die Autoren verlangen. Hoffentlich ist dann der Gemeinsinn selbst bei Schriftstellern so stark entwickelt, dass sie dem Publikum nicht zu viel zumuthen.

\*) Hier ist auch der Katzenstein'sche Vorschlag einbegriffen: denn wenn dem Staat für die Kosten Garantie geleistet wird, übernimmt er den Verlag selbstverständlich.

Am wenigsten gefällt mir, was Katzenstein über die Religion gesagt hat. Was seine Erklärung derselben anlangt, so kann man anderer Meinung sein, wie der in diesem Heft des „Soz. Ak.“ abgedruckte Artikel „Ueber den psychologischen Ursprung des Glaubens“ beweist, den ich im Uebrigen durchaus nicht unterschreiben will. Doch das wäre unwesentlich. Wesentlich ist nur die Vorstellung Katzensteins von der Religion in der Zukunftsgesellschaft. Die Proklamirung der Religionsfreiheit ist selbstverständlich. Aber den Ausführungen liegt etwas wie das Bedürfniss nach Anlehnung zu Grunde; der Autor traut den Zukunftsmenschen nicht das Selbstsichere zu, meintwegen das Uebermenschliche. Und es zieht sich ein ethisirender Hauch durch das Ganze. Zudem ist dieser Abschnitt sehr unklar: bald soll der Himmel nur als Durchgangsstadium begriffen werden, bald soll er, zerschlagen, wieder aufgerichtet werden. Was mir ferner auffiel, war eine Anmerkung auf derselben Seite.\*) So viel ich ihrer etwas dunklen Fassung entnehme, wirft Katzenstein Heine innere Rohheit vor; er ist ferner der Ueberzeugung, dass diese Rohheit auch zum Lebenselement der Décadence gehört. Was den ersten Punkt anlangt, so ist diese Anschauung über Heine nach meinem Empfinden so stark, dass ich ihr weiter nichts entgegen will. Und das in puncto Décadence ist in dieser Allgemeinheit nicht viel besagend. Ich verstehe diese Animosität überhaupt nicht, weil ich mir über den Begriff der Décadence bei Katzenstein nicht klar bin. Das Nachtcafé-Leben kann hier doch nicht gemeint sein. Vielleicht versteht Katzenstein unter Décadence nur gewisse Typen der Unfähigkeit. Da würde man denn nicht viel erwidern können. Aber mir kommt es so vor, als ob er das gesammte moderne Leben, wie es sich in neuer Kunst äussert, darunter einbegreift. Und da sind wohl manche Leute anderer Meinung, als der Genosse Katzenstein.

Das wäre das Hauptsächlichste, was

\*) Sie lautet (No. 10, pag. 302): „Dieses Lieblingswort Bebel's (von den Engeln und den Spatzen) bedürfte noch der Ergänzung durch jenen anderen Heine'schen Vers:

„Michel, freue Dich und labe  
Hier auf Erden Deinen Wanst,  
Später liegst Du dann im Grabe,  
Wo Du still verdauen kanst“.

der sich thatsächlich auch in einem so-disant sozialdemokratischen Gedichte befindet. Wir sollten derartige Produkte der inneren Rohheit aus der Selbstzersetzung der Bourgeoisie der Décadence überlassen.“

ich zu dem Aufsatz zu sagen hätte. Der ganze Versuch, wieder einmal nach langer Zeit unsere Prinzipien zu prüfen, ist von meinem Standpunkt aus jedenfalls mit Freuden zu begrüssen; und hoffentlich wird jener Artikel das erreichen, dass die Debatte über sie in Fluss kommt.

C.

Prof. Sombart hat im Novemberheft der „Freien Bühne“ über „Nationale Eigenarten im sozialen Kampfe“ geschrieben. Die soziale Bewegung hat in den einzelnen Ländern trotz der gemeinsamen Grundlagen spezielle Formen angenommen, die ihre Ursache haben in den nationalen Eigenthümlichkeiten. Der Verfasser findet, dass man im Wesentlichen drei Grundtypen aufstellen könne, von denen dann alle anderen nur Spielartenseien: den englischen, den französischen und den deutschen. Die Arbeiterbewegung in England ist so ziemlich rein gewerkschaftlicher Natur. Es ist unzweifelhaft, dass die englische Arbeiterschaft auf diesem Wege so bedeutende Erfolge errungen hat, dass die kontinentale in keiner Weise mit ihr wetteifern kann. Die Gründe dieser Entwicklung sind aber nicht etwa darin zu suchen, dass die englischen Arbeiter eben den richtigen Weg erkannt haben, während die kontinentalen in merkwürdiger Verblendung sich auf politischen Kampf eingelassen haben, sondern sie liegen in der eigenthümlichen Konstellation, die zur Zeit ihres Werdens bestand. Die industrielle Monopolstellung Englands hat, da die übrigen Nationen als Konkurrenten wenig in Betracht kamen, diese günstigen Arbeitsmarktverhältnisse geschaffen, sie hat den Unternehmern die Möglichkeit geboten, die Arbeiter „an dem Goldregen bis zu einem gewissen Grade theilnehmen zu lassen“. Auch hatten die Wighs in ihrem Kampfe mit den Tories ein Interesse daran, den Arbeitern Konzessionen zu machen, um mit ihrer Hilfe die Oberhand zu gewinnen. Und schliesslich brachten diese Konzessionen den Unternehmern auch keinen Schaden, da sie die Arbeiter nur arbeitskräftiger machten, ein Vortheil, der bei der ausserordentlich günstigen Konjunktur nicht zu unterschätzen war. Diese Entwicklung konnte kühl und geschäftsmässig vor sich gehen, denn sie war dem Naturreich des englischen Arbeiters so recht entsprechend. „Dass dieser ein so maasslos nüchterner und praktischer Geselle ist, macht ihn zu jeder Politik geeignet und geneigt, bei der er nicht über den Schatten

seiner Nase hinauszusehen braucht.“ Jetzt freilich, da die englische Suprematie auf dem Weltmarkt ihr Ende erreicht hat, muss es vorbei sein mit dem „sozialen Frieden“, auch die englische Arbeiterschaft kommt wieder in Bewegung, und „schon halten die sozialistischen Theorien und Forderungen ihren Einzug in den unbefleckten Hallen der Trade-Unions“.

Der zweite Typus, der französische, trägt den Charakter des Revolutionarismus. Das ewig lodernerne romanische Temperament, der Glaube an die Gewalt, der aus der Geschichte Frankreichs heraus zur Tradition geworden, lassen den französischen Arbeiter stets an die Plötzlichkeit der Umwandlung, an den Sieg der Aktion glauben. Daher auch kein zweites Land so geeignet ist, wie Frankreich, dem Anarchismus eine Heimstätte zu bieten.

Und was den deutschen Typus der Bewegung anlangt, den gesetzlich-parlamentarisch-politischen, so findet Sombart, dass zu dessen Bildung weniger der deutsche Volks-Charakter beigetragen hat, als vielmehr die politische Lage zur Zeit der Lassalle'schen Agitation, die Jammerseligkeit des Liberalismus, der in seiner Furcht vor dem rothen Gespenst sich unter den Schutz der preussischen Bajonette flüchtete und unfähig war, die beginnende proletarische Bewegung in seine eigenen Bahnen zu leiten. Hierzu kam die hinreissende Gewalt der Persönlichkeit Lassalle's.

Was können und werden nun diese nationalen Eigenheiten der internationalen Bewegung geben? Da ist Sombart der Ansicht, dass von den Engländern die Methode der Bewegung, die Stetigkeit und geschäftsmässige Klarheit kommen wird; die Franzosen werden die geringsten positiven Spuren hinterlassen, weil ihr Typus den geringsten Grad von Reife zeigt; aber für den Idealismus, den Elan, den Schwung werden sie vorbildlich werden. Der deutsche Typus ist aber mehr wie jeder andere geeignet, der allgemeinen Bewegung seinen Stempel aufzudrücken, denn er enthält gerade im allgrössten Maasse das Gemeinsame aller proletarischen Interessen. Er ist geformt in dem Geiste von Karl Marx, und „der Name dieses Mannes drückt Alles das aus, was an centripetaler Kraft in der modernen sozialen Bewegung steckt. Von ihm geht Alles aus, was die Eigenarten aufhebt, was die nationalen Sonderbewegungen eint. Der Marxismus

ist die Tendenz zur Internationalität der sozialen Bewegung, zu ihrer Einheit“.

Mit den ohne Zweifel sehr interessanten, wenn auch nicht immer genügend begründeten Ausführungen des Artikels wird man in allen Punkten wohl kaum übereinstimmen können. Auch das Prognostikon für die Zukunft wird man anzweifeln können. Es liegt in ihm meines Erachtens eine Ueberschätzung der gesetzlich-parlamentarischen Mittel und vor Allem eine ungenügende Berücksichtigung der wirtschaftlichen Kampfsmittel, der Gewerkschaften und Genossenschaften. So auch ist es zu erklären, dass der Verfasser mit keinem Worte auf die Stagnation der deutschen sozialdemokratischen Bewegung eingeht, auf die Planlosigkeit der Aktion und den Stillstand der Theorie. Das Scheitern des Agrarfeldzuges, das Ueberhandnehmen des Partikularismus, der Rückgang der Ideologie, die Thatenlosigkeit der Parteitage: das sind charakteristische Symptome. Die Partei steht vor einem Wendepunkte. Aus den Ausführungen Sombart's wird das nicht ersichtlich.

Was den Artikel in meinen Augen auszeichnet, ist die ablehnende Haltung gegenüber dem normalen englischen Typus, dem friedlichen Ausgleich zwischen Unternehmer und Arbeiter. In neuerer Zeit ist es bei unseren klugen Realpolitikern sehr beliebt, die englische Bewegung als Muster eines verständigen Vorgehens hinzustellen, alle sozialistischen Theorien als ideologische Schrullen über Bord zu werfen, kurz, nur das zu belassen, was von bürgerlicher Seite so gern als „berechtigter Kern“ der Arbeiterbewegung anerkannt wird. Da ist es denn gut, wenn man darauf hinweist, dass der Trade-Unionismus nur aus bestimmt gegebenen Verhältnissen heraus entstehen konnte, und seine etwaige Inszenierung bei uns und heute, schon ganz abgesehen davon, ob sie besonders erstrebenswerth wäre, unmöglich ist. Was mir an dem Sombart'schen Aufsatz ferner so sehr gefällt, ist sein Glaube an das Einmünden der nationalen Sonderbewegungen in die internationale Allgemeinbewegung. Es beginnt ja bei uns ein Zug in's Nationale sich zu zeigen: eine Geistesrichtung, die eine Verwandtschaft aufweist mit dem vorhin erwähnten Opportunismus auf sozialem Gebiete.

Durchaus zu verwerfen ist meiner Meinung nach die von Sombart so peinlich genau eingehaltene Trennung von

„Wissenschaft“ und „Politik“. Sie ist durchaus willkürlich und nicht ernsthaft zu nehmen. Jede Wissenschaft treibt zu Konsequenzen, und diese führen zu einer bestimmten Stellungnahme. Gerade die Objektivität drängt dazu. Es geht nicht an, zwischen Schwarz und Weiss nicht zu wählen, wenn man die Schädlichkeit des Schwarz, das Siegbringende des Weiss erkannt hat.

Dem ganzen Aufsatz liegt einer der Vorträge zu Grunde, die der Verfasser im Herbst dieses Jahres in Zürich gehalten hat, und die sämtlich in theilweise erweiterter Fassung unter dem Titel „Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert“ demnächst in Buchform erscheinen werden. Es steht zu erwarten, dass die Behandlung dort wohl vertieft sein und ein weiteres Interesse rechtfertigen wird.

Von dem weiteren Inhalt der „Freien Bühne“ ist in erster Linie die „excentrische Novelle“ von Hermann Bang, „Die vier Teufel“, zu nennen. Diese ziemlich einfache Geschichte aus der Artistenwelt wird nicht nach Jedermanns Geschmack sein, ihrem äusserlich rohen und doch eigenthümlich zarten Reiz wird man sich nicht entziehen können. Keine Stimmungsmalerei, und doch Stimmung von zwingender Gewalt. Und bei aller Vielgestaltigkeit die Einförmigkeit eines Grundtones, die suggestive Kraft der stetig wiederholten Coupletstrophe eines Tingeltangel-Waltzers:

Amour, amour,  
oh, bel oiseau,  
chante, chante,  
chante toujours.

Sonst ist von novellistischen Beiträgen nur noch enthalten der Anfang einer Erzählung der Marie Jantischek: in einem leichten und freien Ton, den man von ihr nicht gewöhnt ist.

Im litterarisch-kritischen Theil dominiren wieder Hans Pauli und Alfred Kerr. Pauli versucht Peter Altenberg und Ola Hansson abzuthun: bei letzterem gelingt's ihm besser, als bei ersterem. Altenberg ist ein Werdender; seine feine und zarte Natur prädestinirt ihn zu Bedeutendem, wenn er schaffenskräftig ist, zur Manier, wenn er sich ausgegeben hat. Vielleicht bleibt er auch in dem gemüthstündelnden Wienerthum der Schnitzler, Loris u. s. w. stecken, die bei aller Verschiedenheit doch Eines gemeinsam haben: die fehlende Grösse. Wie Altenberg werden wird, das kann ich nicht über-

sehen. Dass aber die Art von Hans Pauli ihm gegenüber nicht am Platze ist, das scheint mir ziemlich sicher. Anders bei Hansson. Da hat es Pauli aber auch leichter. Denn Hansson's Schaffen ist im Grunde gerade so unangenehm, wie das seiner Frau (Frau Laura Marholm); auch ist seine Sensibilität so pretentiös, dass ich nicht an sie glaube. Freilich, etwas wirklich Feines ist auch ihm gelungen: die „Meervögel“.

Herr Alfred Kerr hat über die „Morituri“ geschrieben. Da hatte er's nun ohnehin nicht schwer. Aber „wie er schon ist: er sann auf Verschärfungen“. Herr Alfred Kerr liebt es nämlich, einer kritischen Studie das Ansehen einer selbstständigen Arbeit zu verleihen. Man kann über den Werth der gesammten Kunst-Kritik verschiedener Meinung sein. Ich taxire ihn eigentlich nicht sehr hoch. In Perioden des Kampfes, wie um 1890 herum, wenn es gilt, neuem, vorwärtsdrängenden Leben freie Bahn zu schaffen, da hat die sog. Kritik eine Bedeutung, eine Mission. Aber heute sollte sie eigentlich nur ein accessorisches Moment darstellen; sie kann noch einige Kleinigkeiten vollbringen, z. B. aufgeblasene Grössen fortblasen, eigentliche Thaten stehen ausserhalb ihres Bereiches. Natürlich: eine gewisse Klarheit bei Denen, die nicht Alles selbst prüfen können, kann sie befördern helfen. Aber sie darf nur eine sehr bescheidene Rolle spielen; es ist immer eine Selbsttäuschung, wenn sie glaubt, eine erste Macht zu sein; das ist sie nur, wenn eine Kunst selbst nicht vorhanden ist, z. B. in den Zeiten der Frenzel, Lindau und des blutigen Oskar. Wo aber eine junge und kräftige Kunst lebt, wie heute, da sollten die Kunst-Kritiker nie vergessen, dass sie nur *dii minorum gentium* sind — wo es angeht, hält man sich doch lieber an den Künstler selbst — dass sie nur aus zweiter Hand leben, von dem, was der Schaffende ihnen zuweist. Sie sollten daher ihre Aufgabe lediglich in dem Werk selbst erkennen, ihre eigene Person völlig zurücktreten lassen hinter dem Behandelten, und nicht das Werk als eine Gelegenheit betrachten, ihren eigenen Geistreichthum zu produzieren, der doch immer nur der Reichthum eines produktiven, also unoriginalen Geistes ist und höchstens die Gründlinge im Parterre amüsiren kann. Alfred Kerr hat diese Schanstellung der Person des Schreibers mehr als zur Genüge betrieben; in dem neuesten Sudermann-Aufsatz hat

diese Manier zum Glück bedeutend nachgelassen, so dass sie auf den Inhalt nicht mehr so störend einwirkt. Und in dem Herunterreissen minderwerthiger Grössen ist er wirklich ganz vorzüglich; das „Na ja. Sudermann'sche Gothik“ finde ich köstlich.

Die in demselben Heft veröffentlichten Briefchen Hans von Bülow's haben gar keine Bedeutung und rechtefertigen die pompöse Ueberschrift: „Hans von Bülow's Plan eines deutschen Nationaltheaters“ in keiner Weise. Mir ist die Aufnahme derselben unverständlich: der künstlerischen Persönlichkeit Bülow's fügen sie nichts hinzu.

Sehr lesenswerth ist die, zumal in Bezug auf die Revuen, sehr gut redigirte Rundschau.

Insgesamt lässt sich feststellen: mit der „Freien Bühne“ in ihrem letzten Jahrgang kann man sehr wohl zufrieden sein. Unter den deutschen Zeitschriften allgemeineren Inhalts nimmt sie unzweifelhaft den ersten Rang ein. C.

Neu erstanden ist die „Monatschrift für neue Litteratur und Kunst“, herausgegeben von Dr. Paul Bornstein in Berlin. In den Einführungsworten wird das Erscheinen der neuen Zeitschrift — trotz des Bestehens so mancher ähnlich gearteter — damit motivirt, dass neue Litteratur und Kunst bisher nur unzureichend in einer dem grossen Publikum zugänglichen und annehmbaren Form geboten würden, dass die bisher vorhandenen sämmtlich einen zu exklusiven Charakter tragen, was im Grossen und Ganzen zugegeben werden muss. Die Zeitschrift erhebt also den Anspruch darauf, ein populäres Blatt zu sein, eine nicht leichte Aufgabe, wenn man nicht die Absicht hat, auf das flache Niveau jener en masse vorhandenen, angesehenen und von ausserordentlichem materiellen Erfolg begleiteten Familienblätter etc. herabzusinken. Dass sich die Redaktion gegen einen derartigen Verfall sträubt, geht aus dem die Nr. 1 einleitenden Artikel „Die neue Kunst“ von Dr. Max Osborn hervor. Derselbe giebt ein höchst anschauliches Bild der modernen litterarischen und künstlerischen Strömungen, wie sie seit dem Zusammenbruch des Feudalismus und der Emanzipation des dritten Standes aus den jeweiligen Zeitverhältnissen herausgewachsen sind als die Begleiterscheinungen eines permanenten ökonomisch-politischen Kampfes, der in ihnen seine geistige Spiegelung erfährt. Zum Schluss des Artikels wird ein Ausblick auf die zukünftige Entwicklung von

Kunst und Litteratur gegeben, in welchem Hauptmann's „Hannele“ und Fritz v. Uhde's Christusbilder als vorbildlich für die Kunst der Zukunft hingestellt werden, welche es verstehen müsse, die naturgetreue Darstellungweise des einseitigen Naturalismus mit der verständnißvollen Wiedergabe des Innen- und Empfindungslebens durch den einseitigen Symbolismus zu vereinigen.

B. H.

Die Zeitschrift „Daily Chronicle“ bringt zum Gedächtniss von William Morris ein Gedicht von H. D. Rawnsley, das in deutscher Uebersetzung etwa so lautet:

Leb' wohl, leb' wohl! Des Abschieds  
Grüße segnen

Den Sänger einer neuen, bess'ren Welt.  
In heil'ger Ruh' entrollt er seine Wimpel  
Hart wie ein Schiffer, furchtlos wie ein  
Held.

Die Engel staunen ob der Farben-  
pracht

Der ird'schen Güter, die sein Schiff ge-  
bracht,

Und Dichter folgen freudig seiner Lehr',  
Und Nordlands Kinder lauschen seiner  
Mär!

Doch zahlreich seh' ich auf dem  
glatten Plan,  
Viel arme Menschen, deren schlichtes  
Herz

In dessen Augen liest, der für sie focht;  
Der für sie stritt gen Erdennoth und  
Schmerz,

Dem Volk der Arbeit heit're Pfade wies,  
Zu schaffen ihm ein irdisch Paradies!

J. Z.

### Bühne und Kunst.

**Musikalisches aus Berlin.** Das Bedeut-  
samste dieses Winters ist einstweilen der  
„Benvenuto Cellini“ in der Oper und  
„Also sprach Zarathustra“ im Nikisch-  
Konzert. Mit dem „Cellini“ hat die Inten-  
danz zum ersten Mal Berlioz bei sich auf-  
genommen. Verspätet, könnte es scheinen;  
viel zu scharf treten heute die Mängel des  
Werkes hervor. Und doch hat die Aufführung  
eine ganz andere Bedeutung, als die einer  
historischen Reminiscenz: sie könnte ein-  
wirken auf die musikalisch-dramatische  
Produktion unserer Tage. Doch will  
ich hier nicht darauf eingehen. Die Auf-  
führung des „Cellini“ scheint nur der erste  
Schritt zu einer vollständigen Regeneration  
unserer Oper zu sein. Ich will erst Weiteres  
abwarten, um dann im Zusammenhange be-  
richten zu können.

Weniger hoffnungsfreudig stimmt der  
„Zarathustra“. Diejenigen, die Richard  
Strauss für den ersten Vertreter des Mo-  
dernen in der neudeutschen Musik gehalten  
haben, dürften arg enttäuscht sein. Mo-  
dern ist in dem ganzen Werke nur der  
Titel, und dieser hat den originellen Zu-  
satz: frei nach Nietzsche!! Man hat er-  
örtert, ob „Philosophie“ sich „in Musik  
setzen“ lasse u. dergl. mehr. Das sind  
meines Erachtens müßige Spekulationen.  
Da kann nur die That des schaffenden  
Künstlers etwas beweisen. Ein „in Musik  
setzen“ beliebiger Gegenstände ist frei-  
lich sonderbar genug. Aber man kann  
nicht so ohne Weiteres Grenzen der Kunst  
konstatiren, wo man nur Grenzen des  
Künstlers sieht. Richard Strauss hat sein  
Wollen nicht in die That umsetzen können.  
Die „Einleitung liess noch manches hoffen,  
obgleich auch sie nicht überraschend, und  
auch nachempfunden ist. Das Uebrige  
aber ist von einer bedeutenden Armuth  
trotz aller Pracht der Instrumentirung.  
Vor lauter Zuthaten fehlen die Ideen.  
Auch ist es fraglich, ob Strauss auch nur  
in dem, was ihm vorschwebte, das  
Richtige getroffen hat: der ganze „Zara-  
thustra“ scheint mir denn doch recht  
äusserlich erfasst zu sein, von einer selbst-  
ständigen Neuschaffung ganz zu schweigen.  
Und das Ganze so ohne Frische und  
Freudigkeit. Alles in Allem: eine originale  
Kraft haben wir in Richard Strauss nicht,  
noch weniger eine, die berufen ist, neue  
Wege der Kunst zu erschliessen.

Der Begrenztheit des Raumes wegen,  
musste der Bericht in aller Kürze ab-  
gefasst werden; es wird sich wohl noch  
die Gelegenheit einer ausführlicheren Be-  
handlung in diesen Spalten bieten.

C.

### Notizen.

**Eine Geschichte der englischen Litteratur**  
von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart  
von Professor Dr. Richard Wülker ist  
soeben in ihrer Lieferungsangabe zum  
Abschluss gekommen und liegt nun in  
vornehmer Gewandung als stattlicher Band  
vor uns; die Verlagsanstalt, das Biblio-  
graphische Institut in Leipzig und  
Wien, darf auch auf diese ihre neueste  
Leistung mit Recht stolz sein. In Hin-  
sicht auf die reiche Beigabe von Illu-  
strationen ist der Preis von 16 Mark für  
den in Halbleder gebundenen Band als  
nicht zu hoch zu bezeichnen.

# Bibliographie.

## Bibliographie des Sozialismus für das Jahr 1896.

In dem letzten Hefte des vorigen Jahrganges (No. 24, pag. 467) hatten wir unsern Lesern eine fortlaufende Bibliographie des Sozialismus in Aussicht gestellt. Aus technischen Gründen hat die Erfüllung dieses Versprechens in diesem Jahre unterbleiben müssen. Im folgenden Jahrgange werden wir sie indessen in jedem Monatshefte liefern, und zwar in möglichster Vollständigkeit; auch die Zeitschriften-Litteratur soll eingeschlossen werden. Wir hoffen mit dieser Einrichtung allen denen zu Hilfe zu kommen, die sich ernsthaft mit sozialer Frage und Sozialismus im Speziellen beschäftigen, in Sonderheit denen, welche auf diesem Gebiete selbstschaffend tätig sind, und denen eine ausführliche Litteraturangabe mühsames Zusammensuchen erspart.

Für diesmal bieten wir als Ersatz für die ausgefallene monatliche eine Jahres-Bibliographie, die natürlich der Fülle des Materials und der Begrenztheit des Raumes wegen nur eine Zusammenstellung der wichtigeren Erscheinungen, diesmal noch bei gekürzter Titelangabe, enthalten kann. Der Uebersichtlichkeit halber ist die Litteratur nach den verschiedenen Sprachen geordnet.

### In deutscher Sprache.

- A bas la commune! Es lebe die Gemeinde! Eine sozial-kommunale Studie von \*. 8. 35 S. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. (—,75 M.)
- Arbeiterschutz-Heuchelei, die, der bürgerlichen Parteien im Reichstage. Mit e. Vorwort v. A. Bebel. 8. 72 S. Berlin, Buchh. Vorwärts. (—,15 M.)
- Arnswaldt, C. H. v. Die Revolution und der demokratische Sozialismus. 8. 71 S. Schwerin, Stiller. (1 M.)
- Bach, Dr. Hugo. Internationale Arbeitsteilung. Vortrag. 8. 31 S. Wien, Manz. (—,60 M.)
- Bauer und Sozialdemokrat. Ein erstmal. Briefwechsel zw. d. Schriftsetzer Aug. Hinz zu Leipzig u. seinem Vetter, dem Bauer Gottlieb Kunz in Schlaudorf. 8. 14 S. Leipzig, P. Ehrlich. (—,10 M.)
- Bericht üb. die Verhandlungen des 7. evangelisch-sozialen Kongresses, abgeh. zu Stuttgart am 28. u. 29. Mai 1896. Nach den stenograph. Protokollen. 8. III, 163 S. Berlin, K. G. Wiegandt. (2 M.)
- Bösch, Doc. J. M. Die entwicklungstheoretische Idee sozialer Gerechtigkeit. Eine Kritik u. Ergänzg. der Sozialtheorie Herbert Spencers. 8. IV, 247 S. Zürich, E. Speidel. (3,50 M.)
- Braun-Gizycki, Lily. Frauenfrage u. Sozialdemokratie. Reden anlässlich des internationalen Frauenkongresses zu Berlin. 8. 20 S. Berlin, Buchh. Vorwärts. (—,20 M.)
- Dieselbe. Zur Beurteilung der Frauenbewegung in England und Deutschland. 12. 47 S. Berlin, C. Heymann's Vlg. (—,80 M.)
- Büchner, Georg. Der hessische Landbote. Sowie des Verfassers Leben und politisches Wirken von Dr. Ed. David. 8. 74 S. München, M. Ernst. (—,60 M.)
- Calwer, Rich. Arbeiter-Katechismus. Eine sozialdem. Antwort auf das Preisausschreiben des Pfarrers Weber. 8. 32 S. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. (—,10 M.)

- Cathrain, Vict. Das Privatgrundeigentum und seine Gegner. 3. Aufl. 8. IV, 96 S. Freiburg, „Stimmen aus Maria Laach“. (—,80 M.)
- Cunow, H. Die soziale Verfassung des Inkareichs. 8. XI, 118 S. Stuttgart. J. H. W. Dietz. (1,50 M.)
- Diehl, Prof. Dr. Karl. P. J. Proudhon. Seine Lehre u. sein Leben. 3. Abth.: Sein Leben und seine Sozialphilosophie. 8. VII, 239 S. Jena, G. Fischer. (4,50 M.)
- Eckard, J. Encyklika Leo XIII. üb. die Arbeiterfrage. 8. 80 S. Stuttgart, Verlag des Deutschen Volksblatts. (—,40 M.)
- Eulenstein, Bernh. Die soziale Frage, dennoch eine Grund- und Bodenfrage. Eine Replik. 8. 16 S. Berlin, Kritik-Verlag. (—,50 M.)
- Fechenbach-Laudenbach, Reichsfrhr. v. Soll man die Sozialdemokratie zur akuten Revolution, zu Strassenkämpfen zwingen? 8. III, 112 S. Leipzig, F. Luckhardt. (2 M.)
- Fischer, Arn. Christlich-sozial als Zeitproblem. 8. 23 S. Rostock, C. J. E. Volckmann. (—,60 M.)
- Derselbe. Die Entstehung des sozialen Problems. 8. 1. Hälfte VII u. S. 1—160. Rostock, C. J. E. Volckmann. (9 M.)
- Freese, Heinr. Fabrikantensorgen! 8. 66 S. Eisenach, M. Wilckens. (1 M.)
- Friedlaender, Siegb. und Erich v. Nordeck. Der Kaiser und die Sozialdemokraten. 1.—3. Aufl. 8. 14 S. Berlin, F. Wesemann. (—,50 M.)
- George, Henry. Die Entschädigung der Grundeigentümer. Deutsch von Bernh. Eulenstein. Nebst einem Briefe v. Graf Leo Tolstoy. 8. IV, 28 S. Leipzig, W. Friedrich. (—,50 M.)
- Göhre, Pfr. Paul. Die evangelisch-soziale Bewegung, ihre Geschichte und ihre Ziele. 8. VIII, 200 S. Leipzig, F. W. Grunow. (2 M.)
- Haushofer, Max. Der moderne Sozialismus. 12. IX, 301 S. Leipzig, I. Weber. (3 M.)
- Hertzka, Thdr. Freiland. Ein soziales Zukunftsbild. 10. durchges. (Titel-) Aufl. 8. XXV, 354 S. m. Bildniss. Dresden (1893), E. Pierson. (2 M.)
- Hugo, C. Die englische Gewerkvereins-Bewegung. 8. VIII, 208 S. Stuttgart, J. H. W. Dietz. (1,50 M.)
- Jahresbericht, 9., des leitenden Ausschusses des schweizerischen Arbeiterbundes u. des schweizerischen Arbeitersekretariats für das Jahr 1895. 8. 183 S. Zürich, Buchh. d. Schweiz. Grütlivereins in Komm. (—,60 M.)
- Kambli, C. W. Haben Christenthum und Sozialdemokratie ein Interesse einander zu bekämpfen. 8. 36 S. Bern, A. Siebert. (—,75 M.)
- Derselbe. Die Stellung des freisinnigen Protestantismus zum Sozialismus und zu der christlich-sozialen od. evangelisch-sozialen Partei. 8. 32 S. Bern, (1895). A. Siebert. (—,50 M.)
- Kampffmeyer, P. Geschichte der modernen Gesellschafts-Klassen in Deutschland. 8. VIII, 174 S. Berlin, Buchh. Vorwärts. (geb. 2 M.)
- Kirmss, Pred. Lic. P. Der christliche Sozialismus der Gegenwart. Vortrag. 8. 16 S. Berlin, K. G. Wiegandt. (—,25 M.)
- Kraus, Dr. Jos. Die wissenschaftlichen Grundlagen des Sozialismus. 8. 18 S. Wien, Manz. (—,40 M.)
- Laurentius. Krapotkins Morallehre u. deren Beziehungen zu Nietzsche. 8. 100 S. Dresden, E. Pierson. (2 M.)
- Lehmkuhl, Priest. Aug. Internationale Regelung der sozialen Frage. 3. Aufl. 8. X, 304 S. Freiburg, J. Herder. (—,35 M.)
- Lorentzen, Theod. Die Sozialdemokratie in Theorie und Praxis, oder ein Blick hinter die Coulissen. 8. 112 S. Kiel, Lipsius & Tischer. (—,50 M.)
- Lorenz, Max. Religion und Sozialdemokratie. Aus „Die christl. Welt“. 8. 48 S. Berlin, Verlag der „Zeit“. (—,50 M.)

- Marx, Karl. Revolution u. Kontre-Revolution in Deutschland. In's Deutsche übertragen von K. Kautsky. 8. XXX, 141 S. Stuttgart, J. H. W. Dietz. 1,50 M.)
- Mülberger, Dr. Arthur. Kapital u. Zins. Die Polemik zwischen Bastiat u. Proudhon. 8. VII, 232 S. Jena, G. Fischer. (3,60 M.)
- Oppenheimer, Fr. Die Siedlungsgenossenschaft. 8. XXIV, 638 S. Leipzig, Duncker & Humblot. (13 M.)
- Pflüger, Pfr. Paul. Das soziale Krebsübel. 8. 31 S. Zürich, Buchh. d. schweiz. Grütlivereins in Komm. (—,20 M.)
- Plechanow, G. Beiträge zur Geschichte des Materialismus. I. Holbach. II. Helvetius. III. Marx. 8. VIII, 264 S. Stuttgart, J. H. W. Dietz. (3,50 M.)
- Presse, die sozialdemokratische. 8. 93 S. Berlin, Verl. d. christl. Zeitschriftenvereins. (—,50 M.)
- Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgeh. zu Gotha vom 11. bis 16. Oktober 1896. 8. 192 S. Berlin, Buchh. Vorwärts. (—,30 M.)
- Rae, John. Der Achtstunden-Arbeitstag. Aus dem Engl. v. Julian Borchardt. 8. IX, 280 S. Weimar, E. Felber. (5 M.)
- Rienzi. Warum sind wir arm? Nach dem Holl. 8. 20 S. Wien, 1. Wiener Volksbh. (J. Brand). (—,10 M.)
- Robinski, Dr. Severin. Zur Beseitigung der Umstürzbewegungen in der Menschheit. 1. Lfg. 46 S. Berlin, Robinski & Co. (1 M.)
- Rogers, J. C. Thorold. Die Geschichte der englischen Arbeit. Autoris. Uebersetzg. v. Max Pannwitz. Rev. v. Karl Kautsky. 8. XXVII, 422 S. Stuttgart, J. H. W. Dietz. (5 M.)
- Rost, Dr. Bernh. Der achtstündige Normalarbeitstag. 8. VIII, 208 S. Leipzig, Duncker & Humblot. (4,40 M.)
- Schatzl, J. Die Korruption in der österreichischen Sozialdemokratie. 8. 46 S. Wien. (Leipzig, Literar. Anstalt, A. Schulze.) (—,40 M.)
- Schippel, Max. Die Währungsfrage und die Sozialdemokratie. 8. 64 S. Berlin, Buchh. Vorwärts. (—,30 M.)
- Schmöle, Priv.-Doz. Dr. Jos. Die sozialdemokratischen Gewerkschaften in Deutschland seit dem Erlasse des Sozialisten-Gesetzes. 1. vorbereitet. Tl. 8. XXII, 211 S. Jena, G. Fischer. (4,50 M.)
- Schönfeldt, Gust. Beiträge zur Geschichte des Pauperismus und der Prostitution in Hamburg. 8. VIII, 274 S. Weimar, E. Felber. (5 M.)
- Schorr, Dr. S. Zur Theorie des Zukunftsstaates. 8. 42 S. Wien, Verl. d. „Deutschen Worte“. (1 M.)
- Siegemund, Schuldir. Dr. R. Die individuelle soziale Aufgabe der Erziehung und die Pädagogik der Sozialdemokratie. 8. 29 S. Netzschkau, A. Stein. (—,50 M.)
- Sohm, Geh. Hofr. Prof. Dr. Rud. u. Red. Max Lorenz. Der Arbeiterstand u. die Sozialdemokratie. 2 Reden. 1.—3. Aufl. 8. 34 S. Leipzig, R. Werther in Komm. (—,60 M.)
- Stegmann, Carl, u. C. Hugo, DD. Handbuch des Sozialismus. 13. u. 14. (Schluss-) Lfg. 8. IV u. S. 769—878 Zürich, Verlags-Magazin. (à —,80 M., kplt. 12 M.)
- Verhandlungen und Beschlüsse des internationalen sozialistischen Arbeiter- und Gewerkschafts-Kongresses zu London vom 27. Juli bis 1. Aug. 1896. 8. 32 S. Berlin, Buchh. Vorwärts. (—,20 M.)
- Verhandlungen des 5. österreichischen sozialdemokratischen Parteitages, abgehalten zu Prag vom 5. bis einschliesslich 11. April 1896. 8. XX, 187 S. Wien, 1. Wiener Volksbuchh. (J. Brand). (—,50 M.)

- Warschauer, O. Geschichte des Sozialismus und Kommunismus im 19. Jahrhundert. III. Abth. Louis Blanc. 8. VI, 163 S. Berlin (1895), H. Bahr's Buchh. (3 M.)
- Wenckstern, Dr. Adph. v. Marx. 8. VI, 265 S. Leipzig, Duncker & Humblot. (5,20 M.)

### In englischer Sprache.

- Andrews, O. F. The Relation of Christianity to the Conflict between Capital and Labour. London, 1896. 8. 152 pp. (3 M.)
- Bascom, J. Social Theory. A Group of social Facts and Principles. New York, 1896. 8. (9 M.)
- Booth, C. Life and Labour of the People in London. Vol. VII. London, 1895. 8. 516 pp. (9 M.)
- Drage, G. The Labour Problem. London, 1896. 8. 440 pp. (16,80 M.)
- Francke, K. Social Forces in German Literature. A Study in the History of Civilisation. New York, 1896. 12. (12,50 M.)
- Giddings, F. H. The Principles of Sociology. London, 1896. 8. 486 pp. (15 M.)
- Godkin, E. L. Problems of modern Democracy. New York, 1896. 8. V, 332 pp. (10 M.)
- Hadley, A. T. Economics. An Account of the Relations between private Property and public Welfare. New York, 1896. 8. (12,50 M.)
- Harper, J. M. Money and social Problems. London, 1896. 8. 380 pp. (12,50 M.)
- Hobson, J. A. The Problem of the Unemployed. London, 1896. 8. 164 pp. (3 M.)
- Hyndmann, H. M. The Economics of Socialism. London, 1896. 12. 266 pp. (3,60 M.)
- Lecky, W. E. H. Democracy and Liberty. 2 vols. London, 1896. 8. 966 pp. (43 M.)
- Mackay, T. Methods of social Reform. London, 1896. 8. 372 pp. (9 M.)
- Mallock, W. H. Classes and Masses, or Wealth, Ways and Welfare in the United Kingdom. London, 1896. 8. 156 pp. (4,20 M.)
- March, T. The History of the Paris Commune, 1871. London, 1896. 8. 380 pp. (9 M.)
- Nicholson, J. S. Strikes and social Problems. London, 1896. 8. 246 pp. (4,20 M.)
- Patten, S. N. The Theory of social Forces. Philadelphia, 1896. 8. 151 pp. (5 M.)
- Schimmelmänn, A. Glimpses of my Life of the German Court, among Baltic Fishermann and Berlin Socialists, and in Prison. London, 1896. 8. 244 pp. (6 M.)
- Stephen, L. Social Rights and Duties. Addresses to ethical Societies. 2 vols. London, 1896. 8. 536 pp. (10,80 M.)
- Stimson, F. J. Handbook to the Labor Law of the United States. New York, 1896. 12. (7,80 M.)
- Taussig, F. W. Wages and Capital. London, 1896. 8. 344 pp. (7,20 M.)
- Thomson's Principles of Equity and Equity Practice of the County Court. London, 1896. 8. (38 M.)
- Willoughby, W. W. An Examination of the Nature of the State. London, 1896. 8. 458 pp. (15 M.)
- Woods, R. A., and Others. The Poor in Great Cities. London, 1896. 8. 422 pp. Illustrated. (14,40 M.)

## In französischer Sprache.

- Antoine, R. P. Ch. Cours d'économie sociale. Paris, 1896. 8. (9 M.)
- d'Avenel, G. Le Mécanisme de la vie moderne. Paris, 1896. 18. (4 M.)
- Baillet, F. De l'association. Paris, 1896. 8. (4 M.)
- Balicki, S. L'État comme organisation coercitive de la société politique. Paris 1896. 8. 183 pp. (6 M.)
- Block, M. Petit dictionnaire politique et social. Paris, 1896. 8. 800 pp. (16 M.)
- Bodeux, M. Etudes sur le contrat de travail. Paris, 1896. 8. (8 M.)
- Brodu, I. et E. Despagnat. Code pratique de la réglementation du travail. Paris, 1896. 8. (6 M.)
- Calmes, P. La propriété devant le socialisme contemporain. Paris, 1896. 12. (2,50 M.)
- Chailley-Bert, I., et A. Fontaine. Lois sociales. Recueil des textes. Paris, 1896. 8. 430 pp. (12 M.)
- Charléty, S. Histoire du Saint-Simonisme (1825—64). Paris, 1896. 16. 498 pp. (3,50 M.)
- Desjardins, A. P. J. Proudhon, sa vie, ses œuvres, sa doctrine. 2 vols. Paris, 1896. 16. XXIII, 285 et 308 pp. (7 M.)
- Deville, G. Principes socialistes. Paris, 1896. 18. (3,50 M.)
- Fabreguettes, P. La Question sociale. Le contrat de travail. Les coalitions et les grèves devant la loi. Toulouse, 1896. 8. (3,50 M.)
- Ferri, E. Socialisme et science positive. Darwin—Spencer—Marx. Paris, 1896. 8. (4 M.)
- d'Haussonville. Socialisme et charité. Paris, 1896. 18. (3,50 M.)
- Heins, M. Les Étapes de l'histoire sociale de la Belgique. Paris, 1895. 8. 257 pp. (5 M.)
- Hervé-Bazin, F. Traité élémentaire d'économie politique. Paris, 1896. 576 pp. (4 M.)
- Laporte-de la Porte, H. Études politiques. 4. cahier. Étude sur la réforme économique et financière d'après les idées d'un socialiste-chrétien. 8. 72 S. Wien, Mayer & Co. (1,60 M.)
- de Lillienfeld, P. La Pathologie socialiste. Paris, 1896. 8. (8 M.)
- Lissagaray. Histoire de la commune de 1871. Paris, 1896. 18. (3,50 M.)
- Malon, B. La Morale sociale. Paris 1896. 18. (3,50 M.)
- Marx, K. Misère de la philosophie. Paris, 1896. 18. (3,50 M.)
- de Molinari, G. Comment se résoudra la question sociale, Paris, 1896. 18. 423 pp. (3,50 M.)
- Nicolaï, E. Salaires et budgets ouvriers en 1853 et 1891. Bruxelles, 1896. 4. 23 pp. (2 M.)
- Office du travail. Salaires et durée du travail dans l'industrie française. Vol. III. Industrie du bois—métaux—travail des pierres etc. Paris, 1896. 8. 650 pp. Vol. I u. II erschienen zu gleichem Preise. (7,50 M.)
- de Pascal, R. P. Philosophie sociale. Paris, 1896. 12. IV, 532 pp. (3,50 M.)
- Picot, G. Lutte contre le socialisme révolutionnaire. Paris, 1895. 16. (1 M.)
- Platon, G. Le Socialisme en Grèce. Paris, 1895. 8. (3,50 M.)
- Proudhon, P.-I. Jésus et les origines du christianisme, Paris, 1896. 8. (5 M.)
- Saint-Simon. Mémoires. Tome XI et XII. Paris, 1896. 8. 679 pp. (à 7,50 M.)
- (Das Verzeichniss der anderen ausländischen Litteraturen musste diesmal Raummangels halber zurückbleiben; es wird zusammen mit der Vervollständigung der deutschen Litteratur im nächsten Hefte nachgeholt werden.)
- Das Verzeichniss ist am 1. Dezember geschlossen worden.)

Verantwortlicher Redakteur: Berthold Heymann, C., Seydelstr. 1.

Verleger: Hans Baake, S., Dresdenerstr., City-Passage. — Drucker: Janiszewski & Quitz, S., Dresdenerstr. 38

